Pam
Africa-West
Cameroons

Am Fuße des Kupe.

Skizzen über Land, Leute und Missionsarbeit im Nkosiland in Kamerun.

Von J. Gutekunst.

Basel
Verlag der Basler Missionsbuchhandlung
1913

Hof- und Universitätsbuchdruckerei C. A. Wagner, Freiburg i. Br.

Pam
Africa-West
Cameroons

Es ist eine für den Missions- und Kolonialfreund hocherfreuliche Erscheinung, wie bekannt in den letzten Jahren die deutschen Kolonien in der Heimat geworden sind. Über Orte, die früher nicht einmal dem Namen nach bekannt waren, kann man heute von manchen Leuten ziemlich genaue Auskunft erhalten. An diesem Bekanntwerden in der Heimat hat auch unsere Kolonie Kamerun vollen und ganzen Anteil. Vielleicht hängt das damit zusammen, daß in neuerer Zeit auch dort Eisenbahnen gebaut werden. Wer hat — um nur ein Beispiel anzuführen — noch vor wenigen Jahren etwas von Ndonge oder Nkongsamba gewußt? Heute sind beide Orte vielgenannte Eisenbahnstationen, in denen sich Europäer niedergelassen haben. Zudem ist Ndonge Hauptstation, Nkongsamba wenigstens Nebenstation der Basler Mission.

Damit aber, daß man die Orte kennt und ihre Bedeutung für den Handel einigermaßen zu würdigen weiß, ist noch nicht gesagt, daß man auch die Leute dort kennt, weiß, was sie tun und treiben, wie sie leben und arbeiten, krank sind und sterben. Und auch ein flüchtiger Aufenthalt in einem solchen Gebiet vermag eine nähere Kenntnis dieser Dinge nicht zu vermitteln. Man wundert sich manchmal darüber, wie Leute, die in den Tropen gewesen sind, die Behauptung aufstellen können, die Heiden seien glückliche und zufriedene Menschenkinder, die unserer Hilfe gar nicht bedürfen. Man glaube nicht, daß diese Leute immer gegen ihre Überzeugung reden. Sie glauben oft, was sie sagen, und sind davon überzeugt, daß die Heiden ein harmloses, sorgloses und glückliches Volk seien. Bei nur oberflächlicher Kenntnis der Volksverhältnisse kann man ganz wohl so urteilen.

Ganz anders stellt sich dagegen die Sache dem dar, der länger unter den Leuten lebt und ihr Vertrauen gewinnt, so daß sie ihn hineinblicken lassen in ihre Furcht und Angst vor allen möglichen Dingen, in ihre Not und ihren Kummer. Da findet man, daß sie nichts weniger als glücklich, daß sie vielmehr in Furcht des Todes Knechte sein müssen ihr Leben lang. Wir Missionare sind nun durch unseren Beruf geradezu gezwungen, die Eingeborenen zu studieren, sie möglichst genau kennen zu lernen, weil wir nur

not acc.

unter dieser Voraussetzung hoffen dürfen, erfolgreich unter ihnen arbeiten zu können. Während meines letzten Aufenthalts draußen in Kamerun war ich in Nyasoso, einem Dorf am Fuße des Kupeberges, stationiert, um von dort aus dem Volksstamm der Bakosi das Evangelium zu bringen. Meine Predigtreisen führten mich durch ein weites Gebiet bis hinauf in die Landschaft Bayong im Innerhochland von Kamerun. Während dieses Aufenthalts habe ich versucht, die Eingeborenen, an denen ich zu arbeiten hatte, möglichst genau kennen zu lernen. Was ich da erfahren konnte, möchte ich, soweit es allgemeines Interesse beanspruchen kann, im folgenden erzählen. In einem zweiten, kürzeren Teil soll dann noch darüber berichtet werden, wie die Mission bisher unter jenen Leuten gearbeitet hat und was für Erfolge zu verzeichnen sind.

Die Erschließung des Landes.

Hören wir zuerst etwas über die Erschließung des Landes. Heute, nach zwanzig Jahren, wo das Nkosiland von Duala aus so bequem zu erreichen ist, macht man sich kaum mehr eine Vorstellung davon, wie schwierig es in Kamerun früher war, in solch verschlossene Gebiete vorzudringen. Der erste Europäer, der nach Nyasoso und überhaupt ins Nkosiland kam, war der erfolgreiche Forschungsreisende Dr. Zintgraff, der später den Weg nach Bali, also ins Innerhochland von Kamerun, erschlossen und dort die Baliburg gebaut hat. Sein Aufenthalt in Nyasoso war aber nur von kurzer Dauer; es gelang ihm auch nicht, den Kupe zu besteigen. Die Bewohner von Nyasoso hinderten ihn daran, aus Angst, die Geister, die auf dem Berge hausen, könnten ungehalten werden, wenn sie in ihrer Ruhe gestört würden.

Erschlossen wurde das Gebiet durch die Basler Missionare, die in Mangamba stationiert waren. Ein Versuch der Missionare Autenrieth und Walker im Jahre 1891 schlug fehl, da etwa fünf Marschstunden vor dem Kupe ein Häuptling ihnen den Durchzug durch sein Dorf verwehrte, weshalb sie unverrichteter Dinge wieder umkehren mußten. Im März 1893 drangen drei Missionare, Walker, Scholten und Wittwer, wieder nach Norden vor, und zwar kamen sie bis zu dem Dorf Mbule, eine Stunde vor Nyasoso gelegen. Predigen konnten sie auf ihrer Reise allerdings nicht, da sie nur sehr mangelhafte Dolmetscher hatten.

Der erfolgreichste Reisende, der die Nkosilandschaft für die Mission eigentlich erschlossen hat, ist jedoch Missionar Autenrieth.

Im Jahr 1893 kam er bis Nyasoso, das auf der nördlichen Seite des Kupeberges gelegen ist, und knüpfte dort freundschaftliche Beziehungen an. Als er ein Jahr später seine Reise wiederholen wollte, um in Nyasoso mit der Missionsarbeit zu beginnen, fand er keine Leute, die ihn dorthin begleiten wollten, weshalb er sich nach Nordosten wandte und bis zum Monako (= Kopf des Ostens), dem höchsten jener drei Berge, und dem massigen Muanenguba vordrang[1]). Da ich später jene Gegend oft bereist habe,

Missionsstation Nyasoso mit Blick auf den Kupe.

interessierte es mich, zu erfahren, ob die Leute noch etwas davon wüßten, daß vor vielen Jahren einmal ein Europäer dort gewesen sei, den sie hatten umbringen wollen. Die Leute in der Nähe unserer Außenstation Bakagte, also ganz in der Nähe unserer

[1] Die Schreibart Manenguba ist nicht richtig; denn der Name besteht aus den beiden Wörtern Muan = Kind und nguba = Schild, also Kind des Schildes, welche Bezeichnung ihm die Eingeborenen vielleicht wegen seiner massigen, breiten Formen gegeben haben.

künftigen Hauptstation Ndonge, erinnerten sich wohl noch an ihn und gaben auch zu, daß sie damals Schlimmes im Sinne hatten. Glücklicherweise waren sie der Meinung, die Weißen seien die Geister ihrer verstorbenen Vorfahren. Beim ersten Besuch der Missionare im Nkosiland muß einer von ihnen in das Dörflein Atob bei Nguti gekommen sein und sich dort im Hof eines erst kurz vorher verstorbenen, außergewöhnlich großen und dicken Mannes namens Esambe niedergesetzt haben. Auf einmal wurde den Leuten von Atob diese Erscheinung klar; sie sagten: „Das ist der Esambe, der ist gekommen, um zu sehen, ob auf seinem Hof alles in Ordnung ist." Als die Missionare längst in Nyasoso wohnten, glaubten viele Bewohner immer noch, sie seien die Geister ihrer verstorbenen Vorfahren, die wiedergekommen seien. Erst als Frau Dorsch in Nyasoso ihr erstes Kind geboren hatte, waren sie davon überzeugt, daß die Weißen Menschen seien wie sie. Für die Erschließung des Landes und den ersten Anfang war es jedoch ganz gut, daß die Leute dieser Meinung waren, sie hätten sich sonst viel eher an den Missionaren vergriffen.

Im Jahre 1895 kam Missionar Autenrieth zum zweitenmal nach Nyasoso, und dank der tatkräftigen Unterstützung durch den jungen Häuptling Ajebe gelang es ihm damals, trotz der heftigen Gegnerschaft der meisten Nkosidörfer, durch Erbauung eines einfachen Häuschens sich das Heimatrecht zu erwerben. Es ist heute noch zu bedauern, daß sich die Leute von Sundem mit dem Hauptort Ndom damals so feindselig verhielten; denn in Ndom läge unsere Station viel günstiger als in Nyasoso. Doch ehe wir davon weiter reden, wollen wir uns einmal die Gegend, in der wir uns dort befinden, etwas ansehen.

Land und Leute.

Jeder, der längere Zeit in der Waldregion Kameruns zugebracht hat, wo dem Wanderer kaum einmal ein größerer Fernblick zuteil wird, ist angenehm überrascht, wenn er auf dem Marsch nach Nyasoso auf einmal von dem Plateau in Nsuke, Mule oder Nyasoso aus eine wundervolle Fernsicht genießt. Wir dürfen uns freuen über die schöne Lage der Missionsstation, die dem Bewohner des Missionshauses von der Veranda aus einen hübschen Rundblick vom Kamerunberg im Süden bis zu den Nkosibergen im Norden gewährt, während sie im Rücken der Kupe um etwa 1200 Meter überragt. Wandert man von der Station nach Norden, so wird man aufs neue überrascht. Nach und nach hört

das Waldland auf, der Blick schweift frei umher. Nach fünf- bis sechsstündigem Marsch durchschreitet man hinter der Ortschaft Muambong ein kleines Wäldchen. Beim Austritt aus diesem Wäldchen hat man die massigen Formen des Muanenguba vor sich. Das Waldland ist ganz verschwunden, der Muanenguba ist dagegen im Gegensatz zu dem bis auf den Gipfel bewaldeten Kupe überall da, wo nicht fleißige Menschenhände Pflanzungen angelegt haben, was allerdings stellenweise bis fast an den Kraterrand hinauf der Fall ist, mit Gras bewachsen. Wie froh und frei schweift das Auge umher! Man kann sich nicht satt sehen an all der herrlichen Pracht der verschiedenen Gebirge. Der über 2000 Meter hohe Muanenguba ist gar nicht schwer zu besteigen; von dem etwa 1500 Meter hoch gelegenen großen Dorf Nnong aus ist man in anderthalb Stunden bequem oben am Kraterrand. Der ungeheure, mehrere Quadratkilometer große Krater mit seinen beiden lieblichen Seen, die trotz gegenteiliger Berichte schon verschiedene Basler Missionare besucht hatten, ehe sie andere Reisende neu entdeckten, ist ja von gewandteren Federn geschildert worden, weshalb ich dem Leser und mir eine Beschreibung schenken will. Nur auf die herrliche Aussicht, die man dort oben hat, möchte ich kurz hinweisen. Vom nördlichen Kraterrand aus hat man unmittelbar vor sich die Banyem- und die Mboebene, welch letztere sich von dort oben viel reizvoller darstellt, als sie in Wirklichkeit ist, wie mir jeder bestätigen wird, der sich in früheren Zeiten, ehe die Schutztruppe einen guten Weg durch die ganze Ebene hindurch gebaut hatte, näher mit ihr bekannt gemacht hat. Diese beiden Ebenen sind fast auf allen Seiten von prächtigen Bergen eingeschlossen, und wohin das Auge schweift, überall haftet der Blick auf Gebirgen, die oft die kühnsten Formationen aufweisen. Im Westen, Nordwesten und Norden bis zum Südosten ist alles ein großer Gebirgszug, in den das Tal des Mbwe, des Oberlaufes des Mbu und nicht des Mongo, wie die Eingeborenen fälschlicherweise immer bei den Reisenden behaupten, tief eingeschnitten ist. Bis hinauf in die Gegend von Bali und darüber hinaus und bis hinunter zu den Bergen bei Yabasi schweift das trunkene Auge. Für einen Christen ist es unmöglich, dies alles zu sehen, ohne an das Wort des Psalmisten erinnert zu werden: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Eines allerdings fehlt: man sieht kein einziges Dorf, da die Hütten alle zwischen den Pflanzungen versteckt sind. Nur die ausgedehnten Bananenpflanzungen verraten, wo die Hütten und Dörfer der Eingeborenen zu suchen sind.

Betrachten wir einmal ein solches Dorf näher. Jedes Dorf ist mit einem lebenden Zaun umgeben, der auf einer Leiter überstiegen wird. Diese Zäune werden dadurch hergestellt, daß ein Stamm neben dem andern in den Boden gerammt wird. Geschieht das in der Regen- oder Gewitterzeit, so wachsen diese Stämme, die natürlich nicht allzu dick sein dürfen, an. Da wo der Weg durch den Zaun führt, ist eine Vorrichtung dafür getroffen, daß etliche Stämme leicht entfernt werden können, damit das Großvieh die Stelle passieren kann. Seitdem durch die deutsche Regierung Ruhe und Ordnung eingekehrt ist, so daß sich die einzelnen Dörfer nicht mehr befehden dürfen, haben diese Zäune viel von ihrer Bedeutung verloren. Wo sie noch instand gehalten werden, geschieht es nur des Viehes wegen, das innerhalb dieser Zäune weidet.

Die Dörfer der Bakosi machen einen ganz stattlichen Eindruck, und manche von ihnen sind auch ziemlich groß. Es gibt solche, die 400 und mehr Hütten zählen. Die Bauart ist eine ganz andere als im Tiefland, wo die Leute in Langhäusern wohnen, während die Bakosi runde Hütten bevorzugen. Das Erbauen einer solchen Rundhütte gibt viel mehr Arbeit und erfordert weit mehr Geschicklichkeit als das einer rechteckigen, wie sie in Duala und sonst im Waldland sich finden. Dafür sind aber diese Rundhütten auch viel dauerhafter und schützen weit besser vor Wind und Regen. Eine neue Rundhütte sieht recht stattlich aus; dazu sind sie im Innern oft ziemlich sauber gehalten. Kommt man etwa von der Mboebene und war dort auf die schmutzigen, rechteckigen Hütten mit ihren kleinen finsteren Kammern angewiesen, so freut man sich, wenn man wieder einmal eine runde Hütte sieht, weil sie eine weit gemütlichere Nachtherberge bietet. Die Wand der Hütte ist mit sauber gescheuerten Holzschüsseln und mit irdenen Töpfen behängt, während der große Raum unter dem Dach mit Feuerholz angefüllt ist. Diese Dinge machen den Reichtum der Frauen aus; verfügt eine Frau nicht über eine große Anzahl Töpfe und ein bedeutendes Quantum Feuerholz, so gilt sie als faul. Leider gehen die Leute immer mehr dazu über, rechteckige Hütten zu bauen, obwohl ihre Rundhütten dem Klima viel besser angepaßt sind. Diese Änderung in der Bauweise hängt damit zusammen, daß der Neger in Kamerun den weiter im Innern Wohnenden für dümmer, dagegen den näher am Meer Wohnenden für gescheiter hält als sich selber. Da nun die näher bei der Küste wohnenden Balong, Abo usw. Langhäuser haben und die Bakosi wegen ihrer runden Hütten verspotten, unterliegen

manche von letzteren der Versuchung, es im Häuserbau denen an der Küste gleichzutun. In der Mitte des Dorfes steht in der Regel die Palaverhütte. Dort kommen die Häupter der Stadt zusammen, um gemütlich zu plaudern und Palmwein zu trinken. In manchen Orten unterscheidet sich diese Hütte in nichts von den andern, oft aber ist sie auch rechteckig gebaut. In ihr haben die Signal- und Sprechtrommeln ihren Platz, vor ihnen empfängt der Häuptling inmitten der Stadtältesten den Fremdling.

Der Neger, auch der Mukosi, gibt nämlich viel auf Geselligkeit, wenn man auch ohne weiteres sagen darf, daß die Bakosi fleißiger sind als die Waldlandneger. Während bei

Dorf der Bakosi.

letzteren die Feldarbeit fast ausschließlich auf den Frauen ruht, beteiligt sich bei den Bakosi auch der Mann an dieser Arbeit, und selbst der Häuptling darf keine Ausnahme machen, wenn er nicht als faul verschrien werden will. Immer habe ich Europäer, die aus dem Tiefland kamen, mit einem gewissen Stolz auf die wohlgepflegten Pflanzungen der Bakosi, die man in solcher Ausdehnung und Schönheit im Tiefland vergeblich sucht, aufmerksam gemacht. Ihre Hauptnahrung sind Knollenfrüchte, ähnlich unserer Kartoffel, dann Planten (eine Bananenart) und Mais. Sind die Felder etliche Male nacheinander bepflanzt worden, so müssen sie wieder jahrelang ruhen, weil die Leute sich nicht dazu verstehen können, ihre Äcker zu düngen. Sie nehmen

immer Anstoß daran, wie wir Europäer so etwas Unappetitliches tun können. Als ich einst auf der Reise meinen Trägern auseinandersetzte, daß sie ihre Felder auch noch düngen würden, und das damit begründete, daß jetzt Ruhe und Ordnung im Lande sei und die Kriege und Mordtaten aufgehört hätten, was eine Vermehrung der Bevölkerung zur Folge habe und welcher Umstand sie zur besseren Ausnützung ihrer Felder zwingen werde, meinte einer meiner Träger ganz ernsthaft: „Da hoffe ich doch zuversichtlich zu Gott, er werde mich vorher von der Welt wegnehmen, damit ich nicht Sachen essen muß, die auf einem gedüngten Boden gewachsen sind."

Kommt man vom Waldland hinauf nach Nyasoso, so wundert man sich über die schönen Viehherden, die in der Nähe der Dörfer weiden. Schafe und Ziegen finden sich reichlich, aber auch Kühe und Ochsen sind nicht selten. Die Art, wie sie ihr Vieh halten, ist bezeichnend für die Unsicherheit, in der sie früher lebten. Hat ein Mann keine Waren, um sich ein Schaf oder eine Ziege zu kaufen, so nimmt er von einem andern, der viel Vieh hat, ein Stück in Pflege. Dafür bekommt er dann das dritte Junge, das die Ziege oder das Schaf in seiner Pflege wirft. Der Viehbesitzer hält sein Vieh nicht selber, sondern gibt es in einen fremden Ort oder auch in verschiedene fremde Ortschaften, damit ja niemand weiß, wieviel er besitzt. Sie leben nämlich immer in der Angst, ihr Reichtum könnte den Neid ihrer Mitmenschen erregen, so daß sie ihnen das Vieh stehlen oder auch durch Zauberei umbringen. Zudem müßten sie bei jeder Verlegenheit eines Familienmitgliedes durch Drangeben eines Stückes Vieh dem Mangel abhelfen. Von dem Großvieh besitzt nicht etwa ein einzelner Mann ein Stück für sich allein, sondern meistens vier Männer miteinander. Hat die Kuh drei weibliche Junge geworfen, so werden sie samt der Mutter verteilt, so daß dann schließlich jeder eine ganze Kuh hat. Jeder wird aber dann von seiner Kuh Viertel um Viertel verkaufen, bis er selber wieder nur der Besitzer einer Viertelskuh ist. Vier Viertel von vier verschiedenen Kühen sind ihnen lieber als eine ganze Kuh, weil dann der Verlust bei einem Unglücksfalle nicht so groß ist. Das Vieh wird nur des Fleisches wegen gehalten, da weder Kühe noch Ziegen Milch geben. Auch davon haben sie noch keine Ahnung, daß man die Kühe oder Ochsen als Zugtiere verwenden könnte. Die Lasten werden alle auf dem Kopf getragen und die Felder mit der Hacke bestellt. Dieses Fehlen der Milch dürfte wohl mit eine Hauptursache davon sein, daß in Kamerun

so viele Kinder sterben. Sobald sie nicht mehr von der Mutter genährt werden, was allerdings bis ins dritte Jahr hinein geschieht, müssen sie ganz dieselben Speisen essen wie die Erwachsenen. Der Vollständigkeit wegen muß ich als Haustiere noch Schweine, Hühner und Hunde erwähnen. Leider werden die nicht seltenen Leoparden dem Viehbestand oft verderblich. Die Bakosi sind jedoch gute Jäger. Während unseres Dortseins haben die Nyasoso-leute mit ihren höchst mangelhaften Gewehren in einer Regenzeit drei Leoparden geschossen.

Gewerbe gibt es im Nkosiland sehr wenige. An zwei Orten, in Ngobmuin und Nyandong, habe ich Schmiede getroffen. Als Amboß dient ein glatter Stein, als Hammer ein rundes Stück Eisen; den Blasbalken, durch den sie die Holzkohlen in Glut setzen, verfertigen sie aus Bananenblättern. In Nyandong habe ich die Geschicklichkeit eines Schmiedes nicht wenig bewundert, der trotz seiner primitiven Werkzeuge ein ganz nettes Messer verfertigte. Ab und zu trifft man Leute, die auf ganz einfachen Webstühlen Basttaschen weben. Den Bast dazu färben sie in verschiedenen Farben, so daß die Taschen zum Teil recht schmuck aussehen. Noch muß ich der Töpferei gedenken, die von den Frauen ausgeübt wird. Leider sterben diese eingeborenen Handwerker nach und nach aus, weil die Leute ihre Geräte billiger und wohl auch besser in den Faktoreien kaufen, als sie die eingeborenen Handwerksleute herstellen können. Zurzeit kann man auf ihren Märkten — auf dem in Ngombo kommen vielleicht 1000 Leute, und zwar in der Hauptsache Frauen, zusammen — diese Erzeugnisse ihres Gewerbefleißes noch um billiges Geld erstehen.

Diese Märkte führen uns auf eine weitere Beschäftigung der Leute, der die Männer obliegen, nämlich auf den Handel. Gehandelt wurde früher hauptsächlich mit Vieh und Elfenbein, das die Bakosi von den Stämmen weiter im Innern kauften und an die Balong, einen Stamm, der näher beim Meer wohnt, wieder verkauften. Dieser Handel hatte eine ganz gemütliche und eine sehr ungemütliche Seite. Man ließ sich Zeit. Wer einen Elefantenzahn kaufen will, der hält sich auch heute noch manchmal viele Wochen lang im Innern als Gast desjenigen auf, der den Zahn zu verkaufen hat. Die Leute sind sehr gastfrei. Immerhin soll auch in diesem Stück keiner zu kurz kommen. Ungefähr so lange, als der Käufer im Innern Gast des Verkäufers gewesen ist, hält sich dann auch wieder der Verkäufer beim Käufer auf, bis er seine Bezahlung erhält. Wer einen

Gast beherbergt hat, der sorgt dafür, daß die Sache wieder wettgemacht werden kann, und nicht selten begibt sich einer nur zu diesem Zweck längere Zeit auf Reisen. Ein Märchen über die Schildkröte und den Adler zeigt, wie es einen, der Gastfreundschaft erwiesen hat, wurmt, wenn ihm keine Möglichkeit geboten ist, die Sache wieder abzuverdienen. Neben dieser gemütlichen hatte der Handel jedoch noch eine sehr ungemütliche Seite. Wenn nämlich die Balong den Bakosi keine ordentlichen Preise bezahlen wollten, so gingen etliche Bakosi hinüber nach Balong und brachten einige Balongmänner, deren sie gerade habhaft werden konnten, ums Leben. Die Balong, behaupten die Bakosi, hätten dann Angst bekommen und die Bezahlung sei sofort eine bessere geworden. Ebenso wurde es den Stämmen weiter im Innern gemacht, wenn sie zu hohe Preise für ihre Waren verlangten.

Dieser Umstand könnte den Eindruck erwecken, als ob es bei den dortigen Leuten kein Recht und keine Ordnung gegeben hätte. Dem ist jedoch nicht so. Man kann bei den Bakosi von einem Familien- und Personalrecht, einem Vermögens-, Straf- und Prozeßrecht, einem Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht reden. Wir können nicht auf einzelnes eingehen; nur einiges Wenige soll hervorgehoben werden. Standesunterschiede, soziale Schichten gibt es auch draußen in Kamerun. Das Dorf weist auf: den Häuptling, die Ältesten, Freie, Halbfreie und Sklaven. In der Regel wird die Gemeinde vom Häuptling und den Ältesten verwaltet. Bei Volksversammlungen dürfen alle freien Männer mitreden. Ja, auch Halbfreie — also Kinder von Sklaven — werden gehört, wenn sie besonders verständige Leute sind. Die Sklaven dagegen haben keine Stimme. Der Rang der Ältesten ist auch wieder verschieden. Solche, die zu den ganz alten, eingesessenen Familien gehören und deren Blut gar nicht mit Sklavenblut vermischt ist, vor allem die Häupter solcher Familien genießen ganz besondere Achtung. Ihr Wort gilt im Rat am meisten. Wird ein Stück Vieh geschlachtet, das vom Dorf gemeinsam gegessen wird, so bekommen diese Familienhäupter die besten Stücke, und zwar feststehend der einzelne immer dasselbe Stück. Damit sind aber ihre Vorteile oder Standesrechte aufgezählt. Sie unterstehen der Gerichtsbarkeit der Ältesten und des Häuptlings wie alle andern Dorfbewohner.

Zu Beginn einer Gerichtsverhandlung wird von einem Ältesten ein Gesang angestimmt, der auf den vorliegenden Rechtsstreit Bezug hat; dann wird von demselben Ältesten getanzt. Nach

Beendigung des Tanzes wird er von allen dadurch begrüßt, daß sie ihm kräftig auf die erhobene, flache Hand schlagen. Hierauf wird die Sache mit Zeugenbeweis und vielen langen Reden verhandelt. Zeit haben sie ja und der Schwarze ist ein geborener Redner. Die Bestrafung bestand früher zum großen Teil darin, daß man irgend ein Stück Vieh schlachtete und gemeinsam aß, das dann der Bestrafte dem Eigentümer bezahlen mußte. Doch ich will mich kurz fassen und nur noch etwas über Mord und Totschlag sagen.

Bei Mord herrscht Blutrache, die von den erwachsenen Söhnen des Getöteten ausgeübt werden muß. Sind solche nicht vorhanden, so haben die Brüder des Ermordeten die Pflicht, ihren Bruder zu rächen. Gelingt ihnen die Ausübung der Blutrache nicht, dann vererbt sich die Verpflichtung dazu auf ihre Söhne. Manchmal entledigen sie sich ihrer Pflicht auch dadurch, daß sie statt des Mörders, wenn sie seiner nicht habhaft werden können, einen seiner Verwandten umbringen. Aber ausgeübt mußte früher die Blutrache werden, und zwar gegen den Vornehmen so gut wie gegen den Geringen; sie sagen, das Leben sei dem einen so lieb wie dem andern.

Dagegen wurde bei absichtsloser Tötung die Blutrache nicht ausgeübt; die Sache konnte dann durch Waren und Zahlung einer Person abgemacht werden. War die getötete Person männlichen Geschlechts, so hatte der Totschläger einen Sklaven für ihn zu geben, der den Namen des Verstorbenen erhielt. Wenn die getötete Person dagegen weiblichen Geschlechts war, so mußte für sie ein Mädchen gegeben werden, und zwar ein freies. Dazu kamen immer noch Waren wie Lendentücher, Pulver, Buschmesser usw. Der Sklave oder das Mädchen wurde in öffentlicher Volksversammlung übergeben. Der Totschläger mußte viel Essen kochen, und zwar durfte es bei diesem Essen an einer reichlichen Menge Fleisch nicht fehlen. Dann wurde die Person, die an Stelle der getöteten gegeben wurde, mit einem Graskranz, der ihr um den Hals gehängt wurde, geschmückt, im ganzen Ort herumgeführt und bekannt gemacht, heute sei für die getötete eine andere Person gegeben worden, weshalb man dem Totschläger keine Vorwürfe mehr machen und den Namen des Getöteten nicht mehr nennen sollte. Alle Waren, die vom Totschläger gegeben wurden, bekamen nicht die Verwandten des Getöteten, sondern der Häuptling und die Ältesten für ihre Mühewaltung beim Friedestiften.

Es ist schon angeführt worden, daß bei öffentlichen Volksversammlungen die Sklaven keine Stimme haben und den Mund

nicht auftun dürfen. Sonst ist im ganzen ihr Los nicht so schlimm, jedenfalls keineswegs zu vergleichen mit dem der Sklaven in Nordamerika, wie es uns aus Onkel Toms Hütte bekannt ist. Der Sklave kann Vermögen erwerben, und sein Herr hat kein Recht, ihm dieses Vermögen ohne weiteres wegzunehmen. Wenn dagegen der Herr irgend etwas notwendig braucht, was der Sklave hat, dann ist letzterer verpflichtet, seinem Herrn auszuhelfen. Solange der Sklave klein ist, wohnt er oft in der Hütte seines Herrn etwa als dessen Hausdiener; ist er erwachsen, so bekommt er von seinem Herrn ein Weib, worauf er sich im Sklavendorf ein Haus baut. Fleißige und strebsame Sklaven bringen es manchmal zu mehreren Frauen, mit andern Worten, sie werden reich; denn in Kamerun gilt der Satz: Weiber sind Waren. Das Verfügungsrecht über die Kinder des Sklaven hat jedoch der Herr. Da in Nyasoso der Sklave das Recht hat, seinen Herrn zu verklagen, während letzterer ihn zwar mißhandeln, aber nicht, wie früher in Duala, ohne weiteres ums Leben bringen darf, muß man sagen, daß die Stellung der Sklaven in Nkosi eine weit bessere war als etwa in Duala. Dort konnte früher jeder Herr seinen Sklaven ungestraft ums Leben bringen, während der Sklave überhaupt nicht das Recht hatte, seinen Herrn vor Gericht zu verklagen. Immerhin ist das Los eines Sklaven kein leichtes. Im November 1906 machte ich mit Missionar G. Spellenberg eine Reise in das damals noch unbekannte Bayong. Als Dolmetscher diente uns ein Sklave aus Nyasoso, der aus Bayong stammte. Ich werde es nie vergessen, wie glücklich dieser Nyamse war, als wir in seine Heimat Fokwe kamen, und er dort nach vielleicht achtjähriger Abwesenheit sein damals etwa zwölfjähriges Söhnchen wieder fand und zu uns brachte. Dieser Nyamse war ein roher Heide, den ich später wegen Sklavenhandels in Johann-Albrechts-Höhe verklagen mußte, und ich hätte ihm keine edlere Regung zugetraut. Als er aber mit seinem Sohn an der Hand so glücklich vor uns stand, da freute ich mich doch über ihn, und es ging mir das Wort durch den Sinn: Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen?

Nicht sehr viel besser als die Stellung der Sklaven ist in Nkosi die der Frauen. Die Vielweiberei herrscht in ausgedehntestem Maße. Schon im zartesten Alter werden die Kinder verkauft und manchmal, ehe sie zehn Jahre alt sind, verheiratet. Meine Frau und ich staunten nicht wenig, als wir eines Tages auf der Straße ein etwa sechsjähriges Mädchen trafen, das Essen in den andern Dorfteil trug. Auf unsere Frage, wo

es hinginge, erhielten wir die Antwort, es wolle seinem Bräutigam ein Essen bringen. Oft werden die Kinder schon zwei Tage nach der Geburt verkauft, ja manchmal sogar noch ehe sie geboren sind. Der Liebhaber macht dann mit der Frau und deren Mann aus, daß er das nächste Kind, das sie bekommen werde, kaufe. Kommt dann statt der erhofften Tochter ein Sohn, so wartet er ruhig, bis die Frau wieder ein Kind bekommt. Hauptsächlich begehrt sind die Töchter der Frauen, die fleißig und friedfertig sind, weil man dann annehmen darf, ihre Töchter werden ebensogute Frauen geben.

Als ganz besonders friedfertig gelten die Frauen, die Zwillinge geboren haben. Die Zwillinge sind nämlich in der Wahl ihrer Mutter sehr vorsichtig. Sollen Zwillinge geboren werden, so setzen sich deren Geister des Abends auf eine Pisangstaude hinter einer Hütte und spitzen die Ohren, um zu erfahren, welche Frauen friedfertig sind. Ist die Frau, die in der Hütte wohnt, aufs Feld gegangen, so begeben sie sich in die Hütte, schlagen etliche Töpfe entzwei und setzen sich dann wieder auf ihre Pisangstaude. Kommt die Frau vom Felde heim und schlägt wegen der paar zerbrochenen Töpfe Lärm, so sagen die Zwillinge zueinander: Die taugt nicht für uns. Am andern Tag wiederholen sie den Vorgang in einer andern Hütte und so fort, bis sie eine Frau finden, die den Verlust ihre Töpfe ganz gelassen hinnimmt. In jene Hütte gehen sie hinein, und jene Frau bekommt dann Zwillinge. Aus diesem Grunde gelten Frauen, die Zwillinge geboren haben, als ganz besonders friedfertig, und infolgedessen genießen sie hohe Achtung. Bei öffentlichen Zusammenkünften, also etwa bei großen Tänzen, dürfen sie sich besonders schmücken, damit jedermann sofort sieht, diese Frau hat Zwillinge geboren, und sie wird demgemäß behandelt. Ist es demnach schon schwer, Zwillinge zu bekommen, so ist es andrerseits nicht leichter, sie zu behalten. Die Mutter muß peinlich genau darauf achten, daß die beiden Kinder alles genau gleich bekommen; denn wenn sie eines der beiden irgendwie vernachlässigt, dann geht es, d. h. es stirbt. Wird eines von ihnen krank, so darf es nicht mit dem andern in der gleichen Hütte gelassen werden, weil man befürchtet, das andere könnte auch Lust bekommen, davon zu gehen. Stirbt eines von ihnen, so darf bei seinem Begräbnis niemand weinen, damit das überlebende Kind ja nichts vom Tode des andern gewahr werde.

Die erste Frau wird dem Sohn von seinem Vater gekauft. Will er mehr Frauen heiraten — und das wollen alle — so muß er selber sehen, wie er die für den Ankauf der Frauen nötigen

Waren zusammenbringt. Abgesehen von den noch ganz unerwachsenen Frauen, die der Mann einer seiner Frauen übergibt, damit sie bei ihr arbeiten und heranwachsen, hat jede Frau ihre eigene Hütte, die sie zusammen mit ihren eigenen Kindern bewohnt. Eine stattliche Anzahl Töpfe und ein großes Quantum Feuerholz, Dinge, die sie sich selbst beschaffen muß, bilden ihren ganzen Besitz.

Der Missionar wird in der Heimat oft gefragt, ob denn die Frauen eines Mannes nicht viel Händel und Streit miteinander hätten. Ich will nicht bestreiten, daß das nicht oft vorkommt, aber immerhin herrscht eine gewisse Ordnung. Die zuerst geheiratete Frau ist die Oberfrau, der die andern gehorchen müssen. Auch der Mann soll mit ihr besprechen, was er vorhat, ehe er seinen andern Frauen Mitteilung davon macht. Der älteste Sohn der Hauptfrau wird in der Regel Nachfolger des Mannes als Familienhaupt. Allerdings darf niemand glauben, die Ehe sei bei den Bakosi mustergültig, weil die Verhältnisse innerhalb der Familie einigermaßen geordnet sind. Vielweiberei hat immer vieles im Gefolge, was nicht vorkommen sollte. Man muß bedenken, daß die Bakosi bis heute noch Heiden sind. Es beleuchtet die Verhältnisse einigermaßen, wenn mir Heiden sagten, sie hätten nichts dagegen, daß ihre Frauen zum Christentum übertreten, weil sie ihnen dann eher Treue bewahrten. Unter den heidnischen Frauen wird es wohl keine geben, die ihrem Manne die Treue hält; sie sind mitsamt den Männern in diesem Stück schrecklich versumpft und versunken. Will einmal ausnahmsweise eine Frau kein schlechtes Leben führen, so wird ihr das als Hochmut ausgelegt, als ob sie und ihr Mann besser seien, als alle andern Leute im Dorf. Es ist eben auch in Nkosi wie überall im Heidentum, daß erst das Christentum der Frau sittlichen Halt und die Stellung geben kann, die ihr nach Gottes Willen gebührt. Schon das ist manchmal für die Mädchen recht schwer, daß sie dem Manne, der sie als Kind gekauft hat, ohne weiteres folgen müssen, ob er nach ihrem Sinn ist oder nicht. Früher, ehe Kamerun deutsch war, hatte kein Mädchen das Recht, auch nur Wünsche zu äußern; der Vater verkaufte es dem Meistbietenden wie eine Handelsware.

Obwohl die Bakosi mit ihren Töchtern immer ein Geschäft machen können, freuen sie sich doch weit mehr, wenn ihnen ein Sohn geboren wird. Die Töchter heiraten ja doch in andere Familien und tragen deshalb nichts zur Vermehrung des väterlichen Hauses bei. Wer dagegen viele Söhne hinterläßt, kann ruhig sterben; denn er weiß, daß er in der Stadt der Toten

nicht darüber trauern muß, daß sein Hof zurückgeht. Diesem Gedanken gibt auch das Sprichwort Ausdruck: „Ein Hof mit Söhnen kommt in die Höhe." Hat eine Frau ein Knäblein geboren, so bleibt sie fünf Tage in der Hütte, ohne das Kind zu stillen. (Andere Frauen stillen es.) Erst nach dieser Zeit, wenn ein gemeinsames Essen veranstaltet ist, darf die Frau die Hütte verlassen und ihr Kind selber nähren. Wieder nach vier Tagen läßt der Vater des Kindes viel Essen kochen und viel Palmwein herbeischaffen. Die Verwandten der Frau werden zum Mahle geladen und reichlich bewirtet. Dabei lassen sie absichtlich von den Speisen auf die Erde fallen und schütten auch von dem Wein auf den Boden, damit sich die Geister der Verstorbenen daran laben können. Sind die Verstorbenen und die Lebenden gesättigt, so ist alles guter Dinge, und dem Wachstum des Kindes steht nichts mehr im Wege. Vom Schaft der Pisangstaude nehmen sie Fasern, drehen daraus Schnüre und binden sie dem Kind um die beiden Hand- und Fußgelenke und die Hüfte. Der ganze Körper wird über und über mit roter Farbe angestrichen. Ist das mit großer Umständlichkeit und Feierlichkeit geschehen, so nimmt der Vater sein Kind, hebt es mit beiden Händen in die Höhe und ruft dabei die Namen der verstorbenen Voreltern an. Bei dieser Gelegenheit bekommt das Kind seinen Namen, den es dann sein Leben lang behält.

Die Kindersterblichkeit ist in Kamerun sehr groß, aber wenn man bedenkt, wie die Kinder behandelt werden, so findet man diese große Sterblichkeit erklärlich. Die Bakosi haben jedoch eine andere Erklärung dafür. War ein Mensch bei seinem Tod nicht besonders alt, so bleibt er nicht in der Stadt der Toten, sondern kommt wieder zurück auf die Erde. Diese jung verstorbenen Leute werden, nachdem sie von dem Ältestenkollegium in der Unterwelt gerichtet und als würdig befunden sind, weiter zu existieren — die Seelen der Bösen werden zum Zweck der Vernichtung mit Feuer verbrannt — von den Geistern in der Unterwelt gut verpflegt, damit sie wieder erstarken, um aufs neue auf der Erde als Mensch geboren zu werden. Es ist nun das Bestreben des Betreffenden, wieder zu seiner Familie zurückzukehren. Will eine Frau die Mutter eines solchen erst kürzlich verstorbenen Angehörigen ihrer Familie werden, so muß sie bei Regen eine Schüssel unter die Dachtraufe stellen und das Wasser trinken. Nun kommt es aber oft vor, daß solche wieder auf die Erde kommenden Menschen sich in der Wahl der Familie täuschen, also nicht in der Familie geboren werden, der sie früher angehörten. Weil aber

keiner die Familie eines andern stärken will, so kehrt jeder, sobald er seinen Irrtum gewahr wird, wieder zurück in die Stadt der Toten, d. h. das Kind stirbt, um es aufs neue zu versuchen, in seine eigene Familie zu kommen. So kann man neunmal geboren werden und sterben.

Ist eine Anzahl Knaben herangewachsen, so daß sie zu Männern erklärt werden können, so müssen sie zuerst eine Probe ihrer Männlichkeit ablegen. Im Wald wird von älteren Männern Medizin gekocht, die von den Jünglingen getrunken werden muß. Ist das geschehen, so muß jeder von ihnen rasch nacheinander etwa zwanzig stark geladene Gewehre abschießen. Wenn er nicht allzusehr zittert oder gar auf den Boden fällt und den Baum, nach dem er schoß, getroffen hat, wird er als Mann erklärt.

Früher, als die Leute noch nicht im Besitz von Gewehren waren, hatten sie ein anderes, weniger harmloses Verfahren. In einem Krieg oder sonst bei einer Gelegenheit fingen sie einen Mann, der einem feindlichen Stamm angehörte. Der wurde festgehalten und der Jüngling, der zum Mann erklärt werden sollte, wurde aufgefordert, ihm mit dem Buschmesser schwere Wunden beizubringen. Tat er das zur Zufriedenheit der Alten, so wurde er zum Mann erklärt.

In diesem Zusammenhang muß ich folgende Episode einschalten. Eines Abends kamen in Nyasoso etliche Männer aus dem südlichen Dorfteil ganz aufgeregt mit der Nachricht zu mir, der Häuptling Ekambi von Mgabo, einem Dorf, das etwa eine Stunde von Nyasoso entfernt ist, wolle ihren Stadtteil in dieser Nacht überfallen. „Na, na", sagte ich, „nur nicht so hitzig! Der Ekambi weiß aus persönlicher Erfahrung, daß drüben auf der Regierungsstation Johann-Albrechts-Höhe der Stationsleiter, Herr Godtknecht, sitzt, der solche Dinge ganz empfindlich bestraft; er wird sich die Sache also doch überlegen." — „Das ist alles wahr", meinte einer, „aber du kannst dich darauf verlassen, daß sie heute nacht kommen." — „Nun ja", erwiderte ich, „wenn ihr ein wenig Hiebe bekommt, so schadet euch das nichts; gefährlich wird die Sache ja doch nicht." Darauf ergriff unser Christ Johannes Alobwedi das Wort zu folgenden Ausführungen: „Was du da sagst, ließe ich gelten, wenn es noch wäre wie früher. Unsere Väter hätten jeden verlacht, der keine Wunden gehabt hätte; er wäre als feig angesehen worden. Aber jetzt tragen doch wir Männer alle Hemden, so daß man nicht sieht, ob einer Narben hat oder nicht, weshalb es auch keinen Sinn mehr hat, sich Wunden beibringen zu lassen."

Daß ein Jüngling, der als Mann erklärt werden will, einem wehrlos Dastehenden schwere Wunden beibringen muß, zeigt schon, daß die Bakosi keine zartbesaiteten Leute sind. Ein Menschenleben galt früher bei ihnen nicht viel. Wer viele Menschen umbrachte, der vermehrte dadurch sein Ansehen, ja ein Mann konnte sogar dadurch sein Ansehen und seinen Einfluß steigern, daß er durch Geschenke andere veranlaßte, zu seiner Ehre Menschen zu morden. Dafür nur ein Beispiel. Die Bakosi feierten früher hie und da ein Fest, das von einem Mann veranstaltet wurde, der seinen Reichtum zeigen wollte. Mit dem Fest verbunden war die Einweihung einer neuerbauten Hütte. Es war schon die Rede davon, daß sie runde Hütten haben. Diese Hütten weisen keine weitere Öffnung auf als zwei Türen: eine vorne und eine hinten, beide nicht viel mehr als einen Meter hoch. Wer nun sehr reich war und seinen Reichtum zeigen wollte, der baute eine Hütte mit vier Türen, die Esam hieß. Wollte einer eine solche Hütte bauen, so mußte er für viel Vieh und Essen sorgen, um seine Gäste zu bewirten. War er nach seiner Meinung genügend ausgerüstet, so lud er die ganze Gegend zu sich ein. Das Haupt jeder Verwandtschaft mußte mindestens fünf Ziegen erhalten. Was hatten aber diese Ziegen zu bedeuten? Sie verlangten nach Menschenköpfen. Deshalb gingen die Männer der Verwandtschaften, die von dem reichen Mann beschenkt worden waren, sofort auf Menschenraub aus. War es ihnen gelungen, einen Mann eines andern Stammes zu fangen, so wurde ihm schleunigst der Kopf abgehauen und dieser ins Wasser gelegt, damit sich das Fleisch von den Knochen löste. War es so weit, so wurde jenem reichen Mann mitgeteilt, man sei für das Fest gerüstet. Sobald er von allen beschenkten Verwandtschaften diesen Bescheid erhalten hatte, fing er an, die Hütte zu bauen, gab dann auch bald den Tag an, wann sie eingeweiht werden sollte. An diesem Tag kam die ganze Umgegend zum Fest. Jeder brachte so viele Köpfe mit, als er hatte erbeuten können. Nach ihrer Ankunft im Dorf wurden die Leute zu dem Lagerplatz geführt, der eigens zu diesem Zweck hergerichtet war. Hierauf wurden Kühe, Ochsen, Schafe und Ziegen gefangen und dorthin gebracht, wo alles geschlachtet wurde. Sodann nahmen die Frauen des Dorfes das Fleisch in Empfang, um es zusammen mit viel Pisang und andern Nahrungsmitteln zu kochen. Beim Essen setzte man sich nach Landsmannschaften zusammen. So wie nun diese Leute mit Fleisch vollgestopft wurden, so sollte dann auch das neue Haus zu Ehren seines Erbauers mit Menschenschädeln voll werden. Ehe der eigentliche Tanz be-

gann, der ja bei keiner heidnischen Festlichkeit fehlen darf, tanzte der Gastgeber rings um den großen Tanzplatz, wobei ihm alle seine Frauen folgen mußten, damit jedermann sehe, wie reich er sei. Hierauf begann der allgemeine Tanz. Während desselben hielt jeder die Schädel der Leute, die er zu Ehren dieses Mannes erbeutet hatte, in der Hand. Wer einigermaßen reich oder gar ein kleiner Häuptling war, durfte sich nicht mit einem einzigen Schädel begnügen; viele brachten mehrere, manche bis zu fünf. Nach Beendigung des Tanzes machte jeder die mitgebrachten Schädel dem Veranstalter des Festes zum Geschenk, der sie in seiner neuerbauten Hütte aufbewahrte. Nur die nach dortigen Verhältnissen sehr reichen Leute konnten sich ein solches Haus bauen, weil sehr viel Vieh dazu nötig war. Wer aber ein solches Fest veranstaltet hatte, der hatte damit auch den Beweis dafür erbracht, daß er großen Reichtum besitze, und infolgedessen genoß er auch großes Ansehen. Er war das Haupt aller Losangoverbindungen; bei ihm wurden die Stöcke aller Mitglieder der vornehmsten Losangoverbindungen der Bakosi aufbewahrt; sein Wort galt künftig in der Gemeindevertretung mehr als selbst das des Häuptlings.

Bei ihrem Handel wurde schon darauf hingewiesen, in welch grausamer Weise sie die Preise der Waren regulierten. Von dem alten Häuptling Epi in Ngombo sagen die Bakosi selber, er habe keinen Verstand mehr, weil er schon soviel Menschenblut vergossen habe. Auffallend, ja wehetuend ist einem manchmal die Herzlosigkeit der Leute. Wenn eine Mutter stirbt, die ein Kind hat, das noch nicht mit den Erwachsenen essen kann, so mußte dieses Kind früher mit der verstorbenen Mutter lebendig begraben werden. Keine andere Frau würde sich dazu hergegeben haben, dieses Kind zu stillen, weil sie der Meinung sind, die Verstorbene wolle ihr Kind in der Stadt der Toten bei sich haben. Auf verschiedenen unserer Stationen wurden deshalb schon solche Kinder aufgenommen; meine Frau hatte deren etliche. Die Leute wollen aber dann nicht einsehen, daß sie selber auch etwas zu dem Unterhalt des Kindes beitragen sollten, zumal die von Europa eingeführte Büchsenmilch sehr teuer ist. Im August 1910, bald nach unserem Weggang von Nyasoso, kamen zwei Männer auf die Station zu unserem Nachfolger, Missionar Maier. Einer von ihnen trug sein kleines, mutterloses Kind auf dem Arm. Er bat die Missionsleute, sie möchten das Kind doch aufnehmen und pflegen, weil seine Mutter gestorben sei und keine andere Frau Mutterstelle an dem Kind versehen wolle. Frau Maier machte eine Flasche zurecht, welcher das ausgehungerte Kind mit kräftigen Zügen auch

gleich Zuspruch tat. Mit großem Erstaunen sahen die beiden Männer dem trinkenden Kinde zu. Nun sagte Missionar Maier dem Manne: „Wir wollen das Kind aufnehmen, pflegen und versorgen, wir wollen Vater- und Mutterstelle an ihm versehen, bis

Mutterloses Kind in Nyasoso.

es so weit gediehen ist, daß es auch ohne unsere Hilfe daheim sein Leben fristen kann. Das soll unsere Aufgabe sein; aber du hast auch etwas dabei zu tun. Die Milch ist teuer, wir müssen sie von Europa nach Kamerun schicken lassen. Das allein zu bestreiten geht über unsere Kraft, weshalb du uns dabei helfen

mußt. Das ist deine Pflicht deinem Kinde gegenüber." Als ihm die Summe genannt wurde, die er zu leisten hätte, bat er, ein wenig in die Stille gehen zu dürfen. Er wollte die für ihn so wichtige Sache vorher bei sich überlegen und mit seinem Freunde näher besprechen. Nach beendigter Beratung kam er und sagte: „Ich will die Summe bezahlen; denn wenn das Mädchen groß ist und ich es in die Heirat verkaufe, dann löse ich doch noch mehr, als mich seine Erziehung kostet." Das ist doch eine rohe und herzlose Gesinnung. Was hat den Mann willig gemacht, seiner Vaterpflicht zu genügen? Nicht etwa das Mitleid mit dem armen, mutterlosen Kinde, nicht die Liebe, die der Vater fühlt, sondern der Verkaufspreis des Mädchens, der ihm in der Zukunft winkte. Das ist heidnische Gesinnung.

Doch ich will nicht bloß von Grausamkeit und Herzlosigkeit der Bakosi erzählen; denn gerade wir Missionare freuen uns ja über jeden freundlichen Zug, den wir an den Leuten entdecken. Zu einem solch freundlichen Zug rechne ich die zum Teil sinnigen Märchen, die sie haben. Ich habe etwa dreißig gesammelt, aber wir müssen uns des Raummangels wegen mit wenigen begnügen. In der Hauptsache sind es Tiermärchen. Dabei spielt der Leopard oft die Rolle des Dummen, während die Antilope, hauptsächlich aber die Schildkröte, die Rolle unseres Reineke Fuchs einnehmen. Hören wir etliche Beispiele.

Der Adler und der Leopard.

Der Adler und der Leopard stahlen miteinander Pisang (eine Bananenart). Der Leopard sagte: „Wenn unsere Pisangpflanzen tragen, dann essen wir sie erst, wenn die Früchte gut reif sind. Zudem essen wir sie nicht leer, sondern mit Fleisch, jede einzelne Frucht mit Fleisch." Darauf erwiderte der Adler: „Wenn wir es so machen, dann haben wir ja ewig an einer Traube; ich schlage deshalb vor, daß wir zu jedem Ring (8 bis 10 einzelne Früchte) Fleisch essen." Der Leopard ging darauf ein. Es begab sich dann, daß die Staude des Adlers zuerst eine Traube trug. Er pflegte sie gut, stützte sie vor allem mit einer Stange, damit sie nicht falle. Nach etlicher Zeit fing sie an, schön reif zu werden. Hierauf ging der Adler in das Dorf und setzte sich am Ende desselben auf einen Baum. Nach kurzer Zeit sah er ein Huhn in einem Hof herumspazieren. Schnell flog er hin, packte es und trug es davon. Als er heimkam, nahmen sie einen Ring Pisang und kochten ihn zu ihrem Huhn. Am andern Tag

machte es der Adler wieder so, und so jeden Tag, bis seine Pisangtraube von ihm und dem Leoparden verzehrt war.

Endlich trug auch die Pflanze des Leoparden. Auch er pflegte und stützte sie gut, bis sie reif zum Essen war. Als sie so weit war, sagte der Adler zum Leopard: „Deine Traube ist reif; geh nun in den Wald und hole Fleisch.“ Der Leopard ging also eines Tages in den Wald, um Fleisch zu holen; er suchte und suchte, fand aber nichts. Als er endlich wieder heimkam, sagte er zum Adler: „Morgen mußt du mit mir in den Wald gehen.“ Der Adler war damit einig. Also gingen sie am andern Morgen miteinander in den Wald, wo sie eine Fallgrube machten. Der Leopard arbeitete unten in der Grube, der Adler dagegen nahm oben die vom Leoparden heraufgeschaffte Erde in Empfang und warf sie auf einen Baumstamm. So gruben sie miteinander, bis sie fertig waren. Dann sagte der Leopard zum Adler: „Geh und fliege auf einen Baum, und zwar auf seinen Gipfel; dann fang an zu weinen und sage: Meine Mutter ist gestorben.“ Der Adler tat also; er flog auf einen Baum und fing, als er oben war, zu schreien an. Als er so zwei- bis dreimal geschrien hatte, kam die Antilope und fragte den Adler: „Du, warum weinst du denn?“ Der Adler sagte: „Meine Mutter ist gestorben und ich habe niemand, der sie begräbt.“ Die Antilope sagte: „Wo liegt denn ihr Leichnam?“ Der Adler antwortete: „Er liegt hinter diesem Baumstamm.“ Die Antilope ging also dorthin, um den Leichnam anzusehen, wobei sie natürlich in die Fallgrube fiel. Der Leopard war aber unten in der Grube. Schnell tötete er die Antilope und warf ihren Leichnam hinaus auf den Boden. Hierauf fing der Adler wieder zu weinen an. Bald darauf kam die Gazelle und fragte ihn: „Warum weinst du denn?“ Der Adler gab wieder dieselbe Antwort: „Meine Mutter ist gestorben und ich habe niemand, der sie beerdigt, darum weine ich.“ Die Gazelle fragte: „Wo liegt sie denn?“ und erhielt darauf die Antwort: „Sie liegt hinter dem Baumstamm.“ Als die Gazelle dorthin ging, um sich die Sache anzusehen, fiel auch sie in die Fallgrube. Der Leopard machte es ihr wie der Antilope und warf ihren Leichnam hinauf auf den Boden. Der Adler weinte wieder und wieder; weitere Tiere kamen und der Leopard tötete alle. Hierauf sagte der Adler zum Leoparden: „Laß uns nun die Tiere miteinander heimnehmen.“ Der Leopard aber erwiderte: „Es reicht noch nicht: gehe nur wieder auf deinen Baum hinauf und fange an zu weinen, damit wir noch mehr bekommen.“ Also ging der Adler wieder auf seinen Baum hinauf und fing aufs neue an zu

weinen. Bald hörte er den Löwen weit entfernt brüllen. (Daraus darf man wohl schließen, daß es früher auch in Nkosi Löwen gegeben hat). Der Löwe brüllte immer: „An was für einem Ort heulen sie, an was für einem Ort heulen sie?" Der Adler stieg von seinem Baum herab und sagte zu dem Leoparden: „Du, geh schnell heraus aus deiner Grube, der, den ich eben schreien höre, ist zu stark für dich." Der Leopard sagte: „Mach, daß du wieder auf deinen Baum hinaufkommst und heulst! Wer haust denn hier im Walde, der es mit mir aufnehmen könnte?" Der Adler stieg also wieder hinauf bis auf den Gipfel, versteckte sich zwischen den Blättern und fing an leise zu weinen. Der Löwe kam unter den Baum und fragte: „Wer heult da oben? Was hast du immer zu schreien?" Mit leiser Stimme sagte der Adler: „Meine Mutter ist gestorben und ich habe niemand, der sie begräbt, darum weine ich." Der Löwe fragte den Adler: „Wo ist denn der Leichnam?" Der Adler antwortete: „Er liegt auf jener Seite des Baumstamms." Der Löwe suchte also dort, bis auch er in die Fallgrube geriet, wo er den Leoparden antraf. Er sagte zu ihm: „Einen solchen Plan habt ihr heute ausgeheckt!" Der Leopard fing an, mit dem Löwen zu kämpfen, aber der Löwe zerriß ihn in zwei Hälften, die er dann auch hinaufwarf auf den Boden. Hierauf machte er Medizin, die er all den Tieren, die der Leopard getötet hatte, auf die Augen strich. Als er damit fertig war, schrie er: „Seid ihr alle wirklich auf einmal gestorben?" Hierauf standen alle Tiere auf und gingen weg. Der Löwe ging auch weg, hatte aber den Rest seiner Medizin vergessen. Als der Adler von seinem Baum auf die Erde herabgestiegen war, nahm er die Medizin, die der Löwe vergessen hatte, strich sie dem Leoparden auf die Augen und sagte zu ihm: „Bist du auf einmal gestorben?" worauf der Leopard auch wieder aufstand. Als er aber stand, sah er keines der Tiere mehr, die er getötet hatte, weshalb er den Adler fragte: „Wo sind denn alle die vielen Tiere, dich ich getötet habe?" Der Adler antwortete ihm: „Wo bist du denn gewesen? Warst du denn nicht gestorben? Ich habe dir längst gesagt, wir sollten es genug sein lassen und heimgehen; du hast aber nichts davon hören wollen. Der, von dem ich dir gesagt hatte, er sei stärker als du, hat dich getötet." Also gingen die beiden miteinander, um in ihre Wohnung zurückzukehren. Als sie an einen Ort kamen, wo viele Tiere wechseln, sagte der Leopard zu dem Adler: „Geh du ein wenig voraus und weine wieder." Als der Adler ein wenig geweint hatte, kam der Njohu (eine Fuchsart), den der

Leopard sofort fing und tötete. Hierauf gingen sie schleunigst heim, kochten Pisang und diesen Njobu dazu, und zwar reichte das kleine Tier zu der ganzen Traube des Leoparden; aber sie gingen nicht mehr in den Wald, um Fleisch zu holen.

Die Schildkröte und der Leopard.

Der Schildkröte und dem Leoparden kochten sie einst Pisang. Der Leopard sagte zu der Schildkröte: „Geh und wasche deine Hände vor dem Essen.“ Ehe die Schildkröte zum Wasser kam, wo sie ihre Hände hätte waschen können, kehrte sie wieder um.

Ein bei Nyasoso erlegter Leopard wird ins Dorf gebracht.

Bis sie wieder zurückkam, hatte der Leopard allen Pisang gegessen. Die Schildkröte sagte zu ihm: „Warum hast du mich denn mit dem Pisang so betrogen und hast mir gar nichts übrig gelassen?“ Der Leopard erwiderte ihr: „Ich habe nicht gesagt, du solltest so unbeholfen und langsam gehen; wärest du schneller gegangen, dann hättest du mich noch beim Essen angetroffen.“ Als die Schildkröte das hörte, sagte sie zu dem Leoparden: „Kannst du vielleicht schneller laufen als ich?“ Der Leopard machte den Vorschlag, sie wollten wetten, wer von ihnen schneller laufen könne. „Gut“, sagte die Schildkröte, „morgen wollen wir um die Wette rennen.“ Als der Leopard gegangen war, schlug die Schildkröte die Trommel, worauf alle ihre Schwestern kamen. Denen sagte sie: „Ich und

der Leopard haben eine Wette gemacht, wer von uns schneller laufen könne; wir werden morgen wettlaufen, und zwar von Peng über Nguſi und Ndom nach Ngombo." Hierauf wies sie jeder Schildkröte den Platz an, auf dem sie am andern Tag den Leoparden erwarten solle, der einen in Nguſi, der andern in Ndom, der dritten in Ngombo.

Am andern Morgen früh kam der Leopard zu dem verabredeten Platz in Peng, wo er die Schildkröte, mit der er sich verabredet hatte, bereits traf. Sie stellten sich nebeneinander. Der Leopard gab mit dem Mund das Zeichen und fing sofort an zu rennen. Als er nach Nguſi kam, traf er schon die Schildkröte, die auf ihn wartete. Sie rief ihm zu: „So, bist du nun endlich gekommen?" Der Leopard tat die Hand vor den Mund und sah sie aufmerksam an. Dann sagte er zu ihr: „Gehen wir weiter nach Ndom." Sie gingen, aber nicht auf dem gleichen Weg, sondern jedes hatte einen Weg für sich. Der Leopard lief wieder aus Leibeskräften; als er aber nach Ndom kam, traf er die Schildkröte, die auf ihn wartete. Er sagte: „Was mache ich auch heute mit dieser Schildkröte? Wenn ich sie nehme und recht auf den Boden schlage, wird sie nicht sterben." Diese erwiderte ihm: „Ich bin in meinem Haus, wohin du mir nicht folgen kannst, und zerbrechen kannst du mich auch nicht." Der Leopard machte den Vorschlag: „Gehen wir weiter nach Ngombo!" Wieder ging jedes von ihnen auf einem besonderen Weg. Als der Leopard nach Ngombo kam, traf er dort wieder die Schildkröte, die vor ihm angekommen war. Er sah sie aufmerksam an, kam aber nicht auf den Gedanken, daß er es mit vier Schildkröten zu tun hatte, sondern war der Meinung, es sei immer dieselbe. Er sagte zu ihr: „Gehen wir nach Peng!" Die Schildkröte fragte ihn: „Wenn ich dich dann wieder besiege, bist du dann kein Weib?" worauf ihr der Leopard erwiderte: „Wenn du mich auf dem Weg nach Peng noch einmal besiegst, dann bin ich wie ein Weib." Also gingen sie wieder zurück und zwar jedes wieder auf seinem besonderen Weg. Der Leopard sprang sehr schnell, wie er aber nach Peng kam, traf er die Schildkröte, die auf ihn wartete. Er sah sie aufmerksam an, dann brach er in die Worte aus: „Wohin soll ich mich aus Scham verkriechen?" Darauf ging er heim.

Die Religion der Bakoſi.

Macht man in Bezug auf die Dichtung der Eingeborenen die Erfahrung, daß sie mehr haben, als man ihnen zutraut, so

geht es einem mit ihrer Religion ebenso. Je länger man mit den Leuten zusammenlebt und mit ihnen bekannt wird, um so mehr merkt man, wie ihr ganzes Leben von der Religion durchzogen ist. Das Traurige daran ist nur, daß ihre Religion nach und nach in Zauberei und Aberglauben ausgeartet ist. Immerhin ist noch ein kleiner Rest von Gotteserkenntnis bei ihnen vorhanden. Sie wissen, daß Gott die Welt geschaffen hat; sie wissen auch, daß er gleich zu Anfang zwei Menschen erschaffen hat, von welchen alle Menschen herkommen. Wenn er das nicht getan hätte, dann wäre kein Mensch auf der Welt. Sie nennen diese Person, die alles geschaffen hat, Mua Nyame (der Nyambe der Duala und anderer Völkerstämme in Afrika). Man kann aber auch die Ansicht hören, der Mua Nyame sei ein sehr großer Mann gewesen, der schon vor langer Zeit gestorben sei. Er selber tut keine Arbeit, dagegen sind alle Geister der Verstorbenen seine Arbeiter. Er weist jedem von ihnen seine Arbeit zu. Die alten Frauen haben z. B. die Aufgabe, kleine Kinder zu verfertigen, die sie dann den Leuten hier bringen. Wo der Nyame herkommt, wissen sie nicht ganz sicher; es ist ihnen also auch nicht klar, ob er ein Mensch gewesen sei, und sie sagen deshalb: „Das kann niemand wissen!“ Nur das steht ihnen fest, daß er der Schöpfer von allem ist. Junge Leute sind seine Gesandten; sie kommen auf die Erde, um zu sehen, wie es den Menschen geht und was sie treiben. Wenn z. B. zwei Streit haben und der eine den andern sehr schilt oder gar verwünscht, so wird er vom andern zurechtgewiesen, indem er etwa zu ihm sagt: „Vergiß den Mua Nyame nicht; er hat uns alle in der Gewalt, und es ist nicht recht, wenn du mir so etwas tust.“ Dieser Nyame hat alles geschaffen, aber den Tod hat er nicht in die Welt gebracht.

Meine erste größere Reise von Nyasoso aus machte ich mit Missionar Spellenberg. Auf dem Rückweg von Bayong besuchten wir unsere Außenstationen im Bakakaländchen, durch das jetzt die Eisenbahn führt. Während nun im Hof unserer Außenstation in Bakagte Heidenpredigt stattfand, kam ein Chamäleon in die Nähe der Leute. Sofort hielt es ein Mann mit seinem Stock fest und legte ihm eine Prise Schnupftabak in den geöffneten Mund. Nach kurzer Zeit war das Chamäleon tot. Ich konnte mir das Benehmen dieses Mannes nicht erklären, bis ich Kenntnis von folgender Sage bekam.

Eines Tages hatte der Tausendfuß — nach anderer Darstellung die Schildkröte — eine Zusammenkunft mit dem Chamäleon. In der Nähe des Ortes ihrer Zusammenkunft waren auch das Leben

und der Tod anwesend. Nun hatten die beiden folgendes Gespräch. „Du siehst", sagte das Chamäleon, „daß der Menschen zu viele werden auf Erden, und daß sie nicht sterben. Weil sie nicht sterben, ist Krankheit, Haß, Knechtschaft, Krieg und Unglückseligkeit die Folge; darum glaube ich für mein Teil, es wäre besser, wenn die Menschen stürben." — „Nein", erwiderte der Tausendfuß, „das glaube ich nicht; ich bin vielmehr der Ansicht, daß das Elend erst recht seinen Einzug hält, wenn die Menschen den Ihrigen durch den Tod entrissen werden." Da sie zu keiner Entscheidung kamen, machte das Chamäleon folgenden Vorschlag: „Ich habe den Tod, du hast das Leben. Wer von uns zuerst an den Platz kommt, wo die beiden sich aufhalten, der ist Sieger und nimmt sein Teil." Wie der Wettlauf begonnen hatte, konnte der Tausendfuß nicht rasch vorwärts kommen, so daß ihm das Chamäleon zuvorkam und den Tod für sich nahm. Es sagte: „Ihr sollt gebären, und die einen sollen sterben, die andern sollen bleiben!" Wäre der Tausendfuß zuerst gekommen, dann hätte er das Leben genommen und die Menschen müßten nicht sterben. Deshalb töten die Bakosi keinen Tausendfuß, dagegen wird jedes Chamäleon, das sie finden, ohne Erbarmen umgebracht, weil es den Tod in die Welt gebracht hat.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch auf eine andere Sage hinweisen. In ganz früher Zeit lebte eine alte Witwe, die böse, eiternde Augen und viel Haare auf dem Kopfe hatte. Diese Frau ging immer umher und suchte jemand, der ihr das Haar schere. Außerdem sagte sie den Leuten, es werde ein großes Wasser kommen, das alle Menschen töten werde. Gewöhnlich wurde sie von den Leuten, zu denen sie mit ihrer Bitte kam, schleunigst weggejagt. Eines Tages fand sie aber doch einen Mann, der ihr das Haar abschor. Sein Weib strich die alte Frau mit Rotholzsalbe an, was eine Ehre ist; zudem gaben sie der Frau Essen. Bei ihrem Weggehen sagte sie zu den beiden Leuten: es werde ein großes Wasser kommen, das die Erde fülle, sie werde aber vorher wiederkommen und die beiden an einen sicheren Ort bringen. Als der Tag des großen Wassers nahe war, kam die alte Frau, nahm den Mann und sein Weib und brachte sie in die geräumige Höhle eines großen Felsen. Das Wasser stieg, füllte die Erde und tötete alles Lebendige. Doch der Mann und sein Weib und die alte Frau blieben in diesem Felsen lebendig. Endlich war das Wasser wieder gefallen, worauf die alte Frau den Felsen öffnete und den Mann und sein Weib herausließ. So wurden diese beiden die Stammeltern der Menschen.

Die Dibala.

Wenn man sich dem Dorf Nyasoso auf etwa zehn Minuten Entfernung genähert hat, so überschreitet man einen klaren, munteren Gebirgsbach, der vom Kupe heruntereilt. Kaum hat man diesen Bach überschritten, so kommt man an einen ebenen, runden Platz, der in der Regel sauber gehalten und mit einem lebenden Zaun von Drazänen eingefaßt ist. Und wohin man auch kommt im ganzen Nkosiland, überall findet man vor dem Dorf einen solchen runden Platz, der Dibala heißt. Diese Dibala ist der Gebets- und Opferplatz der Eingeborenen. Dorthin gehen sie, wenn sie gemeinsam beten wollen. Verwundert fragt vielleicht mancher Leser, ob denn die Heiden auch beten? Gewiß beten unsere heidnischen Bakosi, aber nicht zu Gott, sondern zu den Geistern, und immer nur um äußere Dinge. Gleichzeitig mit den ersten Menschen hat der Mua Nyame auch viele Geister erschaffen, große Geister, die seine Freunde sind, und kleinere, die seine Kinder heißen. Mit diesen Geistern, die Gott erschaffen hat, haben sich in den Gedanken der Bakosi die Geister der Verstorbenen vermischt, zu denen ebenfalls gebetet wird. Wir wollen uns einmal solch eine Gebetsversammlung ansehen.

In Kamerun sind die Jahreszeiten sehr verschieden von denen hier in der Heimat. Wenn es bei uns in Deutschland recht kalt wird, so etwa Mitte Dezember, so beginnt draußen die trockene oder heiße Jahreszeit. Von Mitte Februar bis Ende Juni oder anfangs Juli befinden wir uns in der sogenannten Tornadozeit, in der es viele und heftige Gewitter gibt. Diese Gewitterperiode wird abgelöst von der eigentlichen Regenzeit, die von Anfang Juli bis Mitte, manchmal auch bis Ende September währt, um dann einer zweiten Gewitter- oder sogenannten Übergangszeit Platz zu machen, die dann wieder in die Trockenzeit ausmündet. Diese heiße oder trockene Jahreszeit ist eigentlich der afrikanische Winter; denn während dieser Zeit steht das Wachstum gewissermaßen still. Sind nun nach der Trockenzeit, während der die Männer die neu zu bepflanzenden Felder roden, d. h. von Bäumen und Gebüsch säubern, die ersten Regen gefallen, so daß die Frauen daran denken können, ihre Felder zu bestellen, so darf keine Frau irgendetwas säen oder pflanzen, bevor sie nicht alle miteinander draußen an der Dibala gewesen sind, um die Geister um ihren Segen anzuflehen. Sie sind fest davon überzeugt, daß ihnen auf ihren Feldern nichts wachsen würde, wenn sie nicht zuerst miteinander dort hinausgingen, um den Segen der

Geister zu erbitten. Diese Heiden haben es also noch nicht so weit gebracht wie manche Leute hier in der Heimat, die, obwohl sie mitten in der Christenheit wohnen, nicht mehr daran glauben, daß an Gottes Segen alles gelegen ist. Und wenn bei uns in irgend einer Not die Leute Ernst machen mit der Bitte um Hilfe nach dem Wort: Rufe mich an in der Not, und wenn auch Gott Ernst macht mit seiner Verheißung, daß er uns erretten wolle, wie viele vergessen dann das Danken!

Das tun jene Heiden nicht. Haben die Frauen nach drei Monaten von ihren Feldern das erste Essen geerntet, so gehen alle miteinander wieder hinaus an die Dibala, um den Geistern zu danken. Aber nicht nur mit Worten danken sie. Jede Frau bringt etliche von den neu geernteten Früchten mit. Von diesen Früchten wird ein gutes Essen gekocht, das auf sauberen Bananenblättern am Rand der Dibala für die Geister niedergelegt wird. Dann ruft die älteste der anwesenden Frauen mit lauter Stimme: „Ihr, unsere Väter und unsere Mütter, die ihr gestorben seid, wir danken euch, daß ihr uns wieder Essen gegeben habet! Wir bitten euch aber, gebet uns noch mehr Essen, und dann bitten wir noch, ihr wollet uns Frauen mit Fruchtbarkeit segnen.“ Hierauf preisen alle anwesenden Geister die Frauen, indem sie mit lauter Stimme rufen: „Nsoo nso, nsooo nso!“ Dann gehen sie heim. Während ihrer Rückkehr darf keine ein Wort reden oder rückwärts schauen, bis sie in ihren Hütten angekommen sind.

Doch nicht immer geht es bei der Dibala so anständig zu. Haben sich die Frauen auf diese Weise dreimal dort versammelt, so setzt ein alter Mann einen Termin fest, indem er durch lautes Ausrufen im ganzen Dorfe bekannt macht: In neun Tagen ist der Tag, an dem man auf der Dibala schläft. Auf diesen Tag bereiten die Frauen sehr viel Essen, während die Jungfrauen in den Wald gehen, um Holz zu holen, weil bei diesem Anlaß kein Holz gebraucht werden darf, das schon in der Hütte war. An diesem Tag muß alles bekannt werden, was die Frauen im Dorf gesündigt haben. Das meiste dabei hat der Geist Mungi zu tun, dessen Dienst zu eben dem Zwecke eingeführt wurde, die Frauen durch Furcht recht unter dem Daumen zu halten. Kommt der Mungi, der sich immer durch ein sonderbares Rufen ankündigt, ins Dorf, dann muß jede Frau schleunigst in ihrer Hütte verschwinden und die Türe schließen, damit sie ihn ja nicht sieht. Sieht sie ihn, so muß sie sofort ums Leben gebracht werden; in diesem Fall darf auch der Sohn die Mutter oder der Bruder die Schwester nicht schonen.

Abends um acht Uhr versammeln sich alle Jünglinge in dem Palaverhaus. Hierauf ruft ein alter Mann mit der Trommel den Mungi. Der kommt und geht in das Palaverhaus, wo die Jünglinge versammelt sind. Sobald er in das Haus eingetreten ist, dürfen die Frauen zur Dibala gehen, wobei sie jedoch unterwegs immer singen müssen. An der Dibala angekommen, machen sie Feuer und bereiten die Schlafplätze zu. Außer der eigentlichen Dibala haben sie noch einen kleinen Platz in der Nähe, an dem sich der Mungi aufhält. Dorthin darf keine Frau. Sind alle Frauen an der Dibala versammelt, dann machen sich auch die Männer samt den kleinen Buben dorthin auf den Weg und setzen sich an ihren besonderen Platz. Dann erst kommen die jungen Männer ebenfalls singend zur Dibala. Sie haben den Mungi in ihrer Mitte und begeben sich sofort zu dem für diesen reservierten Platz.

Hierauf steht ein alter Mann auf, ruft alle Geister der Verstorbenen mit Namen und sagt ihnen Dank für alles Gute, das sie ihnen getan haben. Ist er fertig, so fangen die Frauen zu tanzen an. Während ihres Tanzes sagen die Jünglinge, die sich bei dem Mungi aufhalten, diesem alles, was sie Nachteiliges über die Frauen wissen. Hat z. B. eine ihren Mann geärgert, so verkündigt es der Mungi laut vor allen, und zwar in einer ganz andern Stimme, die die Frauen sonst nie hören (bauchreden). Die Frauen haben natürlich keine Ahnung davon, daß die Jünglinge alles dem Mungi erzählen, und bekommen so den Eindruck, der Mungi sei allwissend. Hierauf ruft der Mungi dem alten Mann, der im Namen aller den Geistern gedankt hat, der aber den Mungi, der nicht verkleidet ist, drei- bis viermal rufen lassen muß, ehe er Antwort geben darf. Noch einmal tut ihm der Mungi alles kund, was sich die Männer, hauptsächlich aber die Frauen haben zuschulden kommen lassen, und schilt alle Leute, die Böses getan haben. Die Leute bleiben dort bis zum Morgen und bringen ihre Zeit mit solchen Reden, mit Essen und Trinken und großen, sittlichen Ausschweifungen zu. Erst morgens gegen fünf Uhr gehen sie heim. Nach neun Tagen wird die ganze Sache wiederholt, und ebenso nach wieder neun Tagen. Beim drittenmal wird beim Morgengrauen eine Ziege geschlachtet und Essen gekocht, worauf dann die Geister verabschiedet werden. Arme, betrogene Leute! Arm sind sie, weil sie nichts Höheres kennen als Essen, Tanzvergnügen und wüste, sinnliche Freuden!

Doch damit haben wir noch nicht in den ganzen Jammer und in das eigentliche Elend dieser Leute hineingeblickt. Die Geisterverehrung ist noch eine lichte Seite im Heidentum der Bakosi.

Nebenher geht eine entsetzliche Geisterfurcht. Es gibt viele böse Geister, die die Menschen auf alle mögliche Weise plagen und quälen, so daß man immer in Angst vor ihnen leben muß. Sehr zu fürchten sind aber auch die Zauberer. Darum tragen alle Amulette, die sie vor Unglück bewahren und den Zauber anderer wirkungslos machen sollen. Nach der festen Überzeugung der Heiden gibt es Leute, die sich durch Zauberei verwandeln können. Der eine hat den Leoparden, der andere den Elefanten, der dritte die Schlange, der vierte den Vogel usw. Diese Subjekte sind sehr gefährlich und darum gefürchtet. Wer z. B. die Schlange hat, der kann sich jederzeit in eine Schlange verwandeln und seine Mitmenschen durch Gift ums Leben bringen. Hat einer den Elefanten, so kann er die Pflanzungen seiner Mitbürger verwüsten. Der Besitzer vom Leoparden kann sich, so oft er will, in einen Leoparden verwandeln und seinen Mitmenschen Schafe und Ziegen stehlen. Besser noch, sagen sie, sei der daran, der den Vogel habe. Kommt er irgendwie in Not, d. h. wurde er etwa auf einem Diebstahl ertappt und soll er gestraft werden, dann hilft er sich dadurch, daß er einfach davonfliegt. Die beste Medizin aber, sagen die Heiden, sei der Ekong. Wer diesen Zauber besitzt, kann gehen wohin er will, auch in jeden Kaufladen der Europäer, und mitnehmen, was ihm gefällt, ohne daß irgend ein Mensch etwas merkt. Da sieht man so recht hinein in ihre Sünde. Es kommt ihnen kein Gedanke daran, daß das Stehlen nicht recht ist; glücklich preisen sie denjenigen, der ungesehen möglichst viel stehlen kann.

Alle Bakosi haben Angst vor den Zauberern, und doch gehen sie immer wieder zu ihnen, um sich von ihnen helfen zu lassen. Allerdings versuchen sie es manchmal zuerst, durch Anrufen der Geister an der Dibala Hilfe zu erlangen. Sind z. B. etliche Männer, die sonst gute Jäger sind, auf der Jagd gewesen und haben nichts erlegen können, so nehmen sie ein Huhn an die Dibala, schlachten es und bitten die Geister derjenigen Verstorbenen, die einst tüchtige Jäger waren, sie sollen ihnen auf der Jagd helfen, damit sie reichliche Beute bekommen. Sie sind nämlich der Ansicht, alle wilden Tiere seien Eigentum der Geister der Verstorbenen, die ganz nach ihrem Belieben über sie verfügen und sie denjenigen Jägern zukommen lassen, die ihnen genehm sind. Meistens geht jedoch der erfolglose Jäger zum Zauberer, um gegen gute Bezahlung von ihm zu erfahren, was denn die Ursache seines Mißerfolges sei. Der Zauberer ist ja nie um eine Antwort verlegen und sagt etwa: Einer deiner Vorfahren ist schuld daran;

er will dir nichts geben, weil du nach glücklicher Jagd ihm auch nichts von der Beute lässest. Bist du heimgekommen, so nimm gedörrtes Fleisch, koche es mit Pisang und nimm heute abend nach Dunkelwerden das Essen samt dem Fleisch auf den Kehrichthaufen neben meiner Hütte. Hierauf rufst du mit deiner Pfeife dem Verstorbenen zweimal, legst dann dein Gekochtes auf den Kehrichthaufen und gehst weg. Hast du das getan, dann gehst du in den Wald, holst die und die Blätter und kochst sie. Morgens um sechs Uhr nimmst du den Absud von diesen Blättern und dein Gewehr auf den Kehrichthaufen und schüttest die Brühe in dein Gewehr. Am darauffolgenden Morgen muß der Jäger schon um fünf Uhr auf die Jagd gehen. Erlegt er wieder nichts, dann wird er nicht etwa irre an der Zauberei oder auch an der Kunst des Zauberers; er sagt dann vielleicht: dieser Monat ist für diesen Zauberer nicht günstig, und versucht deshalb sein Glück bei einem andern.

Welch verhängnisvolle Rolle die Zauberer manchmal spielen, dafür nur ein Beispiel. Nach einem vergeblichen Versuch der Regierung, die Leute zwischen dem Nlonako, Muanenguba und dem Innerhochland auf friedlichem Wege zur Anerkennung der deutschen Herrschaft zu bringen, mußte das Gebiet mit Waffengewalt unterworfen werden. Besonders die Elong mit dem Hauptort Nkuko waren sehr herausfordernd geworden; dem stellvertretenden Gouverneur Dr. Gleim, der eine friedliche Erschließung des Landes versuchte, stellten sie sich am südlichen Kraterrand des Muanenguba mit ihren Gewehren, in deren Besitz sie erst kurz vorher gekommen waren, entgegen, so daß er umkehren mußte. Nach diesem mißlungenen Versuch blieb der Regierung nichts anderes übrig, als das Land mit Gewalt zu erschließen und die Leute zur Anerkennung der deutschen Herrschaft zu zwingen, zumal die Elong durch ihren scheinbaren Sieg sehr übermütig geworden waren. Sie erklärten, sie hätten nun lange genug gewartet, und wenn die Weißen nicht den Mut hätten, zu ihnen hinaufzukommen, so würden sie zu ihnen herunterkommen. Ferner ließen sie sagen, sie wollten dem weißen Mann den Bauch aufschlitzen und sehen, was er für eine Zaubermedizin habe; 200 Mann müßten erst von ihnen gefallen sein, ehe sie sich den Weißen unterwürfen. Der Häuptling Noko wäre einer friedlichen Erschließung des Landes eher geneigt gewesen, er wollte viel Essen und Palmwein richten und die Weißen freundlich empfangen. Allein viele seiner Untertanen, und zwar hauptsächlich die junge Mannschaft schalten ihn deswegen einen feigen und faulen Häuptling, weshalb er sich für

den Krieg entschloß. Die Leute waren so zuversichtlich, weil sie einen großen Zauberer in ihrer Mitte hatten, der von allerlei Gräsern und Kräutern tapfer Medizin kochte, mit der er alle Leute, die in den Krieg wollten, abwusch. Dabei versicherte er sie, es könne ihnen nichts geschehen, wenn die Europäer oder ihre schwarzen Soldaten auf sie schießen; die Geschosse würden an ihnen herunterfallen, wie wenn man mit Maiskörnern nach ihnen würfe.

Wie bitter wurden die Leute enttäuscht! Ihren hochfahrenden Herausforderungen wurde nämlich von der deutschen Schutztruppe unter dem Oberleutnant Rausch und dem Hauptmann Schlosser schneller entsprochen, als sie es sich dachten. Ehe sie sich's versahen, waren 200 von ihnen gefallen; ihre Zaubermedizin hatte den deutschen Gewehren gegenüber gänzlich versagt. Nun waren sie bereit, sich zu unterwerfen und als Zeichen der Unterwerfung Vieh und Elfenbein zu zahlen.

Es wäre aber ganz verkehrt, wenn man annehmen wollte, die Angst der Leute vor den Zauberern sei ganz unbegründet. Viele Heiden, besonders die Anhänger der verschiedenen Geheimbünde, deren es in Nkosi vier gibt, verstehen es vorzüglich, ihre Gegner durch Gift aus dem Wege zu schaffen. Wer sich weigerte, sich dem Losangobund anzuschließen — der Eintritt muß teuer erkauft werden und gerade auf diesen Kaufpreis war es abgesehen — hatte allen Grund, sehr vorsichtig zu sein. Den Opfern wurden entweder schädliche Salben auf die Haut gerieben, oder sie bekamen im Palmwein Gift zu trinken; auch kam es vor, daß ihnen ein gewisses Haar ins Essen getan wurde. Diese Dinge machten sie zu lebenslänglichen Krüppeln, und fortan mußten die davon Betroffenen ein elendes Dasein führen. Da ist es nicht zu verwundern, daß die Leute schließlich zu der Meinung kamen, die Zauberer seien mit übernatürlichen Kräften ausgestattet.

Von diesem Aberglauben kommt nun die Unsitte her, daß früher bei den Bakosi die meisten Leichen geöffnet wurden, was in der Regel ein Sklave für eine Bezahlung von fünfzig Pfennigen tun mußte. Die Heiden sagen unsern Christen nach, sie treten nur deshalb zum Christentum über, weil sie nach ihrem Tod nicht geöffnet werden wollen, damit ihre Zauberei nicht an den Tag komme. Finden sie viel schwarzgewordenes Blut, so soll das beweisen, daß der Betreffende von irgend jemand durch Zauberei ums Leben gebracht worden ist. Ist das Herz groß, so wird es zerschnitten. Enthält es geronnenes Blut, so ist der Beweis dafür erbracht, daß der Verstorbene ein schlimmer Zauberer war, der viele Menschen umgebracht und ihr Blut getrunken hat. Ein solcher darf nicht

beweint werden, auch von seinen nächsten Angehörigen nicht. Sie zerbrechen ihm alle Glieder, stechen ihm die Augen aus, schneiden ihm die Finger ab, stülpen ihm einen Topf über den Kopf, verbarrikadieren das Grab mit Dornen und schießen noch im Grab auf den Leichnam, damit der Betreffende nicht wiederkommen und sein Unwesen von neuem beginnen kann. Wenn sie nicht alle diese

Oberhäuptling Noko.

Vorsichtsmaßregeln ergreifen, so kommt der Verstorbene nach drei Tagen als Geist wieder und richtet von neuem Unheil an.

Doch damit sind wir schon bei dem Sterben der Leute angekommen, über das ich noch einiges sagen muß. Die Vorstellungen der Bakosi über das Leben nach dem Tode sind nicht so ganz leicht herauszufinden, weil sie in diesem Stück sehr zurückhaltend sind. Ist jemand gestorben, so steigt seine Seele abwärts in die Stadt der Toten. Der Berg, den sie hinuntersteigen muß,

ist so steil, daß sie rückwärts hinunterklettert. Zudem ist es dort unten so kalt, daß die Seelen frieren. Deshalb zündet man in Nkosi nach einem Todesfall vor der Hütte des Verstorbenen viele große Feuer an. Auf diese Weise will man ihnen das nötige Feuerholz mitgeben, damit sie in der Stadt der Toten nicht frieren. Diese Kälte in der Stadt der Toten ist auch der Grund, weshalb die Eingeborenen in ihren Hütten beerdigt werden; man will ihnen die Wohltat der Nähe des Herdfeuers zugute kommen lassen. Aus demselben Grund wird der Leichnam mit vielen neuen Tüchern bekleidet. Jeder Verwandte des Verstorbenen muß, wenn er nicht sehr gegen die gute Sitte verstoßen will, demselben ein Tuch schenken. Ist die Seele endlich unten vor der Stadt der Toten angekommen, so ist es gar nicht so einfach, nun auch in die Stadt hinein zu gelangen. Begehrt sie Einlaß, so wird ihr dieser Einlaß nicht ohne weiteres gewährt, vielmehr kommen die Bewohner jener Stadt, die Seelen der früher Verstorbenen, legen der neu angekommenen Seele eine Schlinge um den Hals und halten sie so lange gefangen, bis ihr Tod, wie sie sich ausdrücken, fertiggemacht ist. Zu diesem Zweck muß etwa acht Tage nach dem Todesfall ein großes Fest veranstaltet werden, bei welchem viel Vieh geschlachtet wird, und zwar bei ärmeren Leuten nur Schafe und Ziegen, bei reicheren dagegen auch Kühe und Ochsen. Beim Tod des Häuptlings Epi in Ngombo wurden 370 Stück Vieh geschlachtet. Vom Fleisch dieser Tiere müssen die Geister des Verstorbenen ihren Anteil bekommen, damit sie der Seele des jüngst Verstorbenen die Schlinge vom Halse nehmen und ihr in der Stadt der Toten Aufnahme gewähren. Die Frauen des Verstorbenen müssen an diesem Tage all das Essen kochen, das ihr verstorbener Mann zu Lebzeiten gerne hatte, und zwar die eine Hälfte mit, die andere Hälfte ohne Salz, wodurch angedeutet werden soll, daß der Verstorbene früher, als er noch auf der Welt war, Freude hatte, daß aber jetzt in der Stadt der Toten seine Freude in Traurigkeit verwandelt sei.

Das sind die Seelen der Guten, denen es also ergeht. Die Seelen der Bösen dagegen steigen nach ihrem Tode aufwärts; denn oben wohnen die Seelen der verstorbenen streitsüchtigen, bösen Menschen. Diese Ansicht soll, soweit ich's erkunden konnte, daher kommen, daß das Morgen- und Abendrot als Blut gedeutet wird. Zudem, behaupten sie, sei früher nach einem starken Abendrot oft ein großes Unglück geschehen, woraus sie den Schluß zogen, oben wohnen die Seelen der bösen verstorbenen Menschen. Zu diesen gehören alle diejenigen, die durch irgend einen Unglücksfall eines

gewaltsamen Todes sterben, und alle Selbstmörder. Der Leichnam eines solchen darf nicht, wie es sonst üblich ist, mit vielen neuen Tüchern, sondern nur mit etlichen alten Fetzen bekleidet werden; er darf auch nicht in seiner Hütte beerdigt werden, sondern wird im Busch irgendwo verscharrt. Nach seinem Tod wird nur eine

Vor der Hütte aufgespeicherte Gegenstände aus dem Besitz eines Toten.

Ziege geschlachtet, die ausschließlich von alten Leuten gegessen werden darf, wie überhaupt nur alte Leute mit dem Leichnam sich beschäftigen, also etwa ihn beerdigen dürfen, weil für alle diejenigen, die mit ihm umgehen, die Gefahr besteht, daß sie bald sterben müssen.

Stirbt in Nkosi eine ältere Person, so nehmen die Angehörigen ein Schaf, schlachten es und besprengen mit seinem Blut

die Magengrube, weil nach ihrer Meinung beim Lebenden dort das Herz ist. Sie wollen damit der Seele des Verstorbenen zeigen, daß sie ihr nichts im Herzen nachtragen. Geschieht das nicht, so ist die Seele des Verstorbenen erzürnt; sie faßt es als Geringschätzung auf, für die sie sich auf irgend eine Weise an den Überlebenden rächt. Beim Tod eines Kindes wird nur ein Huhn geschlachtet; es unterbleiben auch die Besprengungen, weil ein Kind nicht mehr Verstand habe als ein Huhn.

Wenn der große Tanz zu Ehren eines Verstorbenen beendet ist, dann werden alle Gegenstände, die er gebraucht hat, verteilt. Ein Teil wird zerbrochen, damit der Verstorbene sich seiner in der jenseitigen Welt bedienen kann, der andere Teil darf dagegen von denjenigen, die ihn bekommen haben, benützt werden. Was zugunsten des Verstorbenen zerbrochen oder, wie etwa bei Tüchern, zerrissen wird, muß ungefähr 30 Tage lang vor der Tür der Hütte liegen bleiben. Hierauf machen sie am Ende des Dorfes ein kleines Gestell, auf dem sie alle diese Gegenstände anbringen. Neuerdings darf auch der Regenschirm nicht fehlen. War der Verstorbene ein reicher Mann, so wird neben dem Gestell eine Palmrippe aufgestellt, an welcher so viele Ringe befestigt werden, als der Verstorbene Sklaven hatte. War er sogar im Besitz von Elfenbein, so werden zwei Stäbe, die die Form von Elefantenzähnen haben, in die Höhe gestellt, so daß jedermann den Reichtum des Verstorbenen bewundern kann. Nach der Meinung der Leute verspürt der Verstorbene etwa nach einem Monat Hunger, weshalb ein Essen gekocht wird, von dem die Hinterbliebenen einen Teil verzehren, während der Teil des Verstorbenen an das Gestell gebracht wird, wo seine Sachen für ihn aufgestapelt sind.

Zwischen den Verstorbenen und den Überlebenden findet überhaupt ein gegenseitiges Nehmen und Geben statt. So wie die auf der Erde Lebenden den Verstorbenen Fruchtbarkeit der Erde, Jagdglück, Kinderreichtum und dergleichen mehr verdanken, so sind auch die Verstorbenen darauf angewiesen, daß sie von den Überlebenden, hauptsächlich von ihren Söhnen, mit Speise versorgt werden, wenn sie in der Stadt der Toten nicht hungern sollen. Den einzigen Selbstmord, den ich in Nyasoso erlebte, beging ein Mann, dessen letzter Sohn in einer der Pflanzungen bei Viktoria gestorben war. Als er diese traurige Nachricht erhielt, verzweifelte er; denn nun hatte er niemand mehr, der nach seinem Tode für ihn sorgte, so daß er ein elendes Dasein führen mußte. Dieses Angewiesensein der Verstorbenen auf die Überlebenden ist auch der Grund, weshalb so manche Heiden sehr

dagegen sind, daß alle ihre Söhne Christen werden, während sie ihren Frauen oder Töchtern vielleicht kein Hindernis in den Weg legen. Sie fürchten eben für ihre Ruhe und ihr Wohlbefinden nach ihrem Tode, wenn ihre Söhne nicht für ihre Seele sorgen.

Alles zusammengenommen sind es doch sehr düstere und sehr traurige Aussichten, die sich den Bakosi beim Sterben eröffnen, und sie selber sind sich dessen auch wohl bewußt. So viel Jammer und Not sie auch hier auf Erden haben, so buchstäblich es auch wahr ist, daß sie in Furcht des Todes Knechte sein müssen ihr Leben lang, sie sagen doch selber, das Leben hier auf der Welt sei eitel Lust und Freude im Vergleich zum Leben nach dem Tod. Bei näherer Bekanntschaft mit den Eingeborenen ist in Nkosi nichts zu finden von jenem paradiesischen Glück und Frieden, jenem heiteren Frohsinn und dergleichen Dingen, die man früher diesen Heiden oft angedichtet hat. Nein, sie sind unglückliche, durch die Sünde geknechtete Menschen, denen nur dann ganz geholfen werden kann, wenn sie rechte Christen werden.

Die deutsche Regierung im Nkosiland.

Die Wohltat, unter deutsche Herrschaft gekommen zu sein, ist dem Nkosiland erst zuteil geworden, als die Mission dort schon Fuß gefaßt hatte. Mit Bedacht reden wir von der Wohltat der deutschen Herrschaft. Ruhe und Ordnung sind durch sie im Lande eingekehrt, die ewigen Kriege und Händel haben aufgehört, das Land ist erschlossen, im ganzen Gebiet der Station Johann-Albrechts-Höhe, der auch das Nkosiland unterstellt ist, erfreut man sich heute einer großen Sicherheit und einer geordneten Rechtspflege. Früher konnten sich unsere Nyasosoleute höchstens bis Muambong, einem Dorf etwa 5 Stunden nördlich von Nyasoso, vorwagen. Gingen sie weiter, so mußten sie damit rechnen, daß sie entweder in die Sklaverei verkauft oder ums Leben gebracht wurden. Heute gehen die Bakosi ungefährdet bis hinauf ins Innerhochland nach Bayong. Zudem sind jetzt die Wege ganz anders imstande als früher. Solange sie an einem Weg arbeiten müssen, seufzen sie freilich viel über die Last, ist dann aber die Mühe vorbei und der Weg fertig, dann freuen sich alle darüber, daß man nun so schön und sicher wandeln kann. Wollen sie die Vorzüglichkeit eines Weges recht preisen, so sagen sie: „Man kann sogar bei Nacht auf demselben gehen.“ Auf ihren Fußpfaden wäre das allerdings wenig empfehlenswert. Und neuerdings haben wir gar noch eine Eisenbahn bekommen; denn

daß wir von Nyasoso aus nur 5—6 Stunden an den nächsten Bahnhof in Lom haben, ist gegen früher, wo es überhaupt noch keine Eisenbahn gab, doch ein ungeheurer Fortschritt. Die Alten finden sich allerdings nur schwer in die neue Zeit und die neuen Zustände, und zwar hauptsächlich deswegen, weil nun ihrer Ausbeutung der Jungen ein Riegel vorgeschoben ist. Ein Nyasosomann sagte einmal zu mir, mit den Alten sei nichts mehr anzufangen, die können nicht mehr umlernen, weshalb man sie eben ruhig sterben lassen müsse. Besser, meinte er, wäre es allerdings, wenn es der Stationsleiter Godtknecht in Johann-Albrechts-Höhe machen würde wie jener große Stationsleiter in Yaunde. Wenn der in ein Dorf komme, dann rufe er alle Männer zusammen und hänge die Alten alle auf, weil sie sich doch nicht mehr in die neue Zeit schicken wollten. Als ich ihm sagte, was er mir da erzähle, sei ganz undenkbar, und der Kaiser von Deutschland würde einen solchen Beamten oder Offizier schnell nach Deutschland zurückrufen, war er ganz verwundert und meinte, das wäre eben doch das beste Mittel, das Land vorwärts zu bringen. Eines allerdings können sie nicht verstehen, nämlich das, daß sie Steuern zahlen müssen, indem doch der deutsche Kaiser vorher schon ein reicher Mann sei. Im Jahre 1910/11 betrugen die Steuern in Kamerun annähernd zwei Millionen Mark. Unser Bezirk Johann-Albrechts-Höhe darf sich rühmen, in ganz Kamerun der erste gewesen zu sein, der Hüttensteuer erhob. Es gingen dort schon vor sechs und mehr Jahren ungefähr 35000—40000 Mark im Jahr ein. Wie oft wurde ich da von den Eingeborenen gefragt, was denn der deutsche Kaiser mit dem vielen Geld anfange? Sie bildeten sich ein, mit ihren etwa 38000 Mark bestritten sie alle Ausgaben für die Kolonie, und es bleibe noch so viel übrig, daß der Kaiser gar nicht wisse, was er mit dem Gelde anfangen solle.

Die Missionsarbeit.

Ruhe und Ordnung kann die Regierung den Eingeborenen draußen verschaffen, und man darf sagen, daß unsere deutsche Regierung ohne viel Blutvergießen den Bakosi diese Wohltat gebracht hat. Aber ganze und volle Befreiung von ihrer Furcht und Angst, Ruhe nnd Frieden ins Herz kann eben nur das Evangelium von Jesu Christo bringen. Und — gottlob! — seit 16 Jahren wird den Bakosi von der Hauptstation Nyasoso aus das Evangelium gebracht. Es ist nicht meine Absicht, den Gang

der Arbeit von Jahr zu Jahr zu verfolgen, ich will vielmehr nur in aller Kürze zu zeigen versuchen, wie unter dem Volk gearbeitet wird und welche Erfolge zu verzeichnen sind.

Die Hauptaufgabe des Missionars in einem neuen Gebiet ist die Heidenpredigt. Diese Heidenpredigt ist aber aus verschiedenen Gründen gar keine so einfache Sache, wie es sich vielleicht manche Freunde in der Heimat denken. Schon die sprachlichen Schwierigkeiten sind ganz bedeutend. Es sind nicht alle Leute solche Sprachtalente wie der Dolmetscher auf der Regierungsstation Johann-Albrechts-Höhe, der außer Duala, seiner Muttersprache, deutsch, englisch und die etwa zwölf verschiedenen Sprachen

Personal der Station Nyasoso.

und Dialekte des Stationsgebietes sprechen konnte. Das Nkosi, die Sprache, mit der wir es in Nyasoso hauptsächlich zu tun haben, ist schwer zu erlernen und weicht ganz bedeutend von Duala ab. Aber auch abgesehen von der Sprache sind noch manche Hindernisse zu überwinden. Wollten wir in Nyasoso eine gefüllte Kapelle, dann blieb uns nichts anderes übrig, als jeden Sonntag in die Stadt zu gehen und die Leute zusammenzurufen, ja manchmal mußten wir Ernst machen mit dem Wort: „Nötiget sie, hereinzukommen." Auf der Hauptstation kann die Frau den Mann in seiner Arbeit wesentlich unterstützen durch Hausbesuche, besonders auch in Krankheitsfällen, Erziehung der eingeborenen Mädchen wenigstens in beschränkter Anzahl, durch manche Werke der Liebe und Barmherzigkeit. Eine Frau braucht durchaus nicht zu predigen

und kann doch durch ihre stille Arbeit mehr ausrichten als manche Predigt.

War es schon auf der Hauptstation schwer, die Eingeborenen zur Predigt zusammenzubringen, so schien es bei der Reisepredigt manchmal fast unmöglich zu sein. Der Heide ist im höchsten Grad selbstsüchtig; er tut womöglich nichts aus Liebe zu seinen Mitmenschen, ohne daß für ihn selber ein Profit dabei herauskommt. Und nun ziehen sie von sich aus einen Schluß auf uns. Ein Beispiel mag das zeigen. Als ich zum erstenmal in das Dorf Peng kam, setzte ich dem Häuptling auseinander, warum ich gekommen sei. Er hörte mich schon mit einem recht ungläubigen Gesicht an. Als ich aber fertig war, lachte er und sagte, ich soll mir doch die Mühe sparen, ihm so etwas glaubhaft machen zu wollen, daß ein weißer Mann seine Heimat verlasse und zu ihnen hinauskomme, nur um ihnen, wie ich da behaupte, die Sache Gottes zu verkündigen; da stecke irgendetwas anderes dahinter, was ich ihm eben nicht verraten wolle. Nachher hat er sich bei meinen Begleitern — diese waren junge Christen aus Nyasoso — erkundigt, ob denn das, was ich gesagt hätte, wahr wäre. Als er dann von denen hörte, daß ich im ganzen Nkosiland von Dorf zu Dorf gehe, um überall den Leuten die Sache Gottes zu verkündigen, kam er zu mir und sagte ganz treuherzig und recht mitleidig: „Ich muß doch sagen, daß du ein recht dummer Mensch bist, sonst würdest du doch deine Heimat nicht verlassen und in unsern Gebirgen herumklettern, nur um uns Schwarzen die Sache Gottes zu verkündigen. So etwas kann ich nicht verstehen." Von ihrem heidnischen Standpunkt aus machen die Leute ja einen ganz richtigen Schluß. Da gilt es für den Heidenprediger, durch Liebe und Freundlichkeit um das Vertrauen der Leute zu werben; denn erst, wenn wir ihr Vertrauen besitzen, können wir mit Aussicht auf Erfolg an ihnen arbeiten.

Unser Stationsgebiet in Nyasoso ist ja sehr groß; dazu ist es zu einem guten Teil noch nicht lange erschlossen worden. Da führt denn den Heidenprediger sein Weg manchmal in Gegenden, wo vorher noch nie ein Missionar war. Das Verhalten der Leute ist dann nicht immer gleich. Es kommt vor, daß sie sich feindselig gegen uns stellen. Immerhin ist das selten. Auf meinen vielen Reisen während meines letzten Aufenthalts bin ich nur einmal droben in der Landschaft Bayong durch wilde Eingeborene in Lebensgefahr gekommen. Dort hatten es wir drei Missionare G. Spellenberg, Stahl und ich allerdings nur der besonderen Bewahrung Gottes zu danken, daß wir mit dem Leben

davonkamen. Wäre damals in Mbuembok der Häuptling, ohne dessen Geheiß die Leute dort oben nichts Wichtiges unternehmen dürfen, zu Hause gewesen, dann hätten wir sein Dorf wohl nicht mehr lebend verlassen. Da er aber abwesend war, verstrich bis zum Eintreffen seiner Einwilligung, uns umzubringen, so viel Zeit, daß wir inzwischen aus dem Bereich seiner Stadt verschwunden waren. Seit etlichen Jahren ist endlich auch jenes Gebiet von der deutschen Regierung unterworfen und man kann ungefährdet reisen, wo man will.

Solche Erfahrungen sind aber, wie gesagt, selten. Meistens haben die Leute in solchen noch wenig erschlossenen Gebieten große Angst vor uns. Sobald das weiße Gesicht auftaucht, verschwindet alles, Junge und Alte, Männer und Frauen, um sich in den umliegenden Pflanzungen zu verstecken. Da hat man dann viele Mühe, bis man nur etliche beherzte Männer so weit bringt, daß sie zu uns herkommen und sich von uns sagen lassen, was wir bei ihnen wollen, und man muß schon etliche Male gekommen sein und freundlich mit den Leuten geredet haben, bis sie so weit sind, daß sie sich zur Heidenpredigt um uns versammeln. Kann man hoffen, das zu erreichen, dann bittet man den Häuptling, bei dem man in der Regel auch logiert, er soll alle Leute seines Dorfes etwa auf morgens um sechs Uhr oder abends um sechs Uhr in seinen Hof zusammenrufen. Es wird ja in Kamerun das ganze Jahr hindurch etwa morgens um sechs Uhr Tag und abends um sechs Uhr wieder Nacht. Diese Zeit ist am günstigsten für die Heidenpredigt; da bekommt man am ehesten alle Leute herbei. Man muß aber dem Häuptling immer ausdrücklich sagen, daß man auch die Frauen dabei haben wolle, weil kein Heide von sich aus auf den Gedanken käme, das, was wir ihnen zu sagen haben, könnte auch den Frauen gelten. Manchmal hat man mit dieser Bitte an den Häuptling Erfolg, manchmal jedoch auch nicht. Als ich eines Abends nach Bekuma kam, um dort zu übernachten, bat ich sofort den Häuptling, er soll alle Leute seines Dorfes auf den andern Morgen in seinen Hof zusammenrufen, da ich ihnen die Sache Gottes verkündigen wolle. Ich war schon etliche Male dort gewesen und darum den Leuten durchaus nicht unbekannt, weshalb ich zuversichtlich auf Erfüllung meiner Bitte hoffte. Der gutmütig aussehende Mann ging von Hütte zu Hütte, und ich freute mich im stillen schon auf die zahlreiche Zuhörerschar; allein am andern Morgen kam kein Mensch. Da machte ich mich selber auf den Weg. Bei jeder Hütte trat ich unter die niedrige Türe, grüßte die Leute freundlich und

reichte ihnen zum Gruß die Hand. Zögernd, manche mit Zittern, schlugen sie ein, worauf ich sie dann einfach nicht mehr losließ, bis sie vor ihrer Hütte standen, sich ins Unvermeidliche fügten und dem Häuptlingsplatz zupilgerten. So bekam ich schließlich eine ganz stattliche Zuhörerschar. Anfänglich habe ich bei solchen Gelegenheiten die Leute einfach gerufen und ihrem Versprechen, sie werden kommen, geglaubt, bis ich, durch manche Enttäuschung belehrt, auf obiges Verfahren kam, das man allerdings nur da anwenden kann, wo man nicht mehr ganz unbekannt ist. Nach der Heidenpredigt erfuhr ich, warum in Bekuma die Leute nicht gekommen waren. Der Häuptling sagte zu ihnen: „Höret, Leute, da ist der weiße Mann aus Nyasoso gekommen. Er hat mir gesagt, er wolle uns allen die Sache Gottes verkündigen, und ich habe ihm versprechen müssen, euch zu rufen. Ich muß das natürlich auch tun. Aber ich rate euch, daß ja niemand kommt; denn was der uns bringen will, ist ja doch nur ein neuer Geist, ein neuer Fetisch. Nehmen wir den an, so werden nachher wahrscheinlich unsere kleinen Kinder sterben oder es wird sonst ein Unglück geschehen." Da war es allerdings begreiflich, daß niemand kam, als der Häuptling die Leute rief.

Doch ich will nicht weiter über die Heidenpredigt im allgemeinen reden, sondern nur noch etliche Erlebnisse, die ich draußen bei der Heidenpredigt machte, mitteilen. Eines Tages kam ich oben am Muanengubagebirge in ein kleines Dorf namens Njombe. Ich wollte dort nicht übernachten, traf aber den Häuptling, etliche Männer und Frauen im Dorf anwesend, weshalb ich sie zusammenrief, um ihnen ein Wort zu sagen. Im Anschluß an das Wort: Gott wird geben einem jeglichen nach seinen Werken usw. redete ich über den Tod und das Gericht. Als ich soweit war, fragte ich den Häuptling, welcherlei Art sein Lohn einmal sein werde, wenn er empfange nach seinen Werken. Ich hoffte, der Mann werde so ehrlich sein und mir zugeben, daß es ihm dann schlimm gehen werde. Der aber sagte: „Wenn ich einmal bekomme, nachdem ich verdient habe, dann muß es mir gut gehen." — „Ja", fragte ich, „hast du denn nichts Böses getan, für das du nach deinem Tode Strafe zu erwarten hast?" — „Durchaus nicht", erwiderte er. — „Höre", sagte ich, „da mußt du dir schon einen andern Weißen heraussuchen, wenn du ihn so anlügen willst; ich kenne euch Leute hier oben am Muanengubagebirge nun doch besser. Ich weiß ganz gut, daß, ehe drüben in Johann-Albrechts-Höhe der Stationsleiter war, vor dem ihr Angst habt, gerade ihr hier oben jeden Menschen von einem andern Stamm, der

euch in die Hände fiel, entweder kurzerhand ums Leben gebracht oder in die Sklaverei verkauft habt. Wie kannst du da sagen, du habest noch nichts Böses getan!" — „Herr", erwiderte er, „ich will gar nicht bestreiten, daß die Leute von Nkuko, von Baku und verschiedenen andern Orten früher solche Dinge getan haben, wir hier haben auch davon gehört; aber wir in Njombe haben uns solche Dinge nicht zuschulden kommen lassen." Nun ging ich an der Hand der Gebote alle Sünden mit ihm durch, besonders diejenigen, deren sie sich vor andern schuldig machten, aber der Mann erklärte immer wieder: „Wir hier in Njombe tun so etwas nicht." Endlich sagte ich etwa: „Sieh, hier in meiner Hand habe ich das Wort Gottes, das uns sagt, daß alle Menschen Sünder sind. Sogar wir Weiße haben gesündigt, und wenn Gott uns vergelten wollte nach unsern Werken, dann würden selbst wir einen schlimmen Lohn bekommen. Wenn ihr Leute von Njombe allein nicht gesündigt hättet, dann müßtet ihr ja besser sein als alle Menschen auf der ganzen Welt." Ganz ruhig sagte der Häuptling: „Wenn alle Leute schon Böses getan haben, dann wird es wohl damit stimmen, daß wir hier besser sind als alle andern; denn wir hier in Njombe tun nichts Böses." Von dieser Meinung war der Mann durchaus nicht abzubringen. Wir wissen aber, daß, wer nicht von seiner Sündhaftigkeit zu überzeugen ist, auch nicht empfänglich ist für die Predigt von der Gnade; er braucht ja keinen Heiland und verlangt deshalb auch nach keinem.

Ich besann mich lange, warum dieser Mann mir durchaus nicht zugeben wollte, daß sie Sünder seien. Einmal sind diesen Leuten die Begriffe Recht und Unrecht bis zu einem hohen Grad verdunkelt; die greulichsten Dinge werden oft einfach als das Recht des Stärkeren und darum als erlaubt angesehen. Dann war's aber in der Hauptsache doch vielleicht ein anderer Grund, der diesen Mann immer und immer wieder behaupten ließ, er tue nichts Böses. Er sagte sich etwa: Der Missionar, der vor mir steht, ist ein Weißer; der Stationsleiter in Johann-Albrechts-Höhe, der die Soldaten hat, ist auch ein Weißer, ist also, wie sie draußen manchmal sagen, sein Bruder. Nun sind sie der irrigen Meinung, es gebe nur wenig Männer in Deutschland. Als einmal in Viktoria die Matrosen des Kriegsschiffes Habicht — es waren noch keine hundert — an Land kamen, sagte ein alter Neger, jetzt gebe es sicher fast keine Männer mehr in Deutschland, wenn so viele auf einmal zu ihnen hinauskommen. So ungefähr hat auch jener Häuptling gedacht; er nahm wohl an, daß ich schon von der Heimat her nähere Beziehungen zu Herrn

Godtknecht, dem Stationsleiter von Johann-Albrechts-Höhe, hätte. Da hat er sich dann gesagt: Wenn ich dem hier zugebe, daß wir früher harmlose Leute ums Leben gebracht haben, dann erzählt er es einmal bei Gelegenheit seinem Bruder in Johann-Albrechts-Höhe, und da kommt der mit seinen Soldaten und bestraft uns. Es war also sehr wahrscheinlich nicht das gute, sondern das böse Gewissen, das ihn immer und immer wieder behaupten ließ: Wir hier in Njombe tun nichts Böses.

Besseren Erfolg hatte ich zwei Tage später in Muambong, einem großen Dorf, ebenfalls in der Nähe des Muanengubaberges. Viele Leute aus dem ganzen Nkosiland fand ich dort versammelt. Ein großer Ochse und eine Anzahl Ziegen lagen mit aufgetriebenen Leibern getötet am Boden, einem andern Ochsen waren die Sehnen an den Hinterfüßen mit dem Buschmesser durchhauen, so daß er nicht mehr von der Stelle konnte. Neben einer kleinen Hütte unterhielten zwei ältere Männer ein kleines Feuer, auf dem sie allerlei Gräser verbrannten, damit es an jenem Tag nicht mehr regnen sollte. Es hat allerdings nichts genützt, denn es regnete von zwölf Uhr an in Strömen. Ich weiß das noch so gut, weil ich auf meinem Weitermarsch nach Ngombo selber noch sehr naß geworden bin. Die ganze Situation verriet mir sofort, daß es sich um einen größeren Tanz handelte, und zwar anläßlich eines Todesfalles. Wir haben ja schon davon gehört, wie durch Gaben an Fleisch die Geister in der Stadt der Toten willig gemacht werden müssen, der Seele des Neugekommenen Eingang in die Stadt der Toten zu gewähren. Zudem zeigten mir in Muambong die geschlachteten und zur Schlachtung bestimmten Tiere, daß der Verstorbene ein reicher Mann war. Der Tanz hatte noch nicht begonnen, den meisten dort versammelten Leuten war ich gut bekannt, weshalb sie willig meiner Einladung, sich zur Heidenpredigt um mich zu versammeln, Folge leisteten. Das Thema der Predigt war ja durch den Anlaß, der die Leute zusammengeführt hatte, gegeben. Nun begann ich etwa: „Ich sehe heute viele Leute aus den verschiedensten Ortschaften unseres Nkosilandes.“ — „Ja, ja“, sagte einer von ihnen, „es ist wahr, wir sind aus vielen Orten hierher gekommen; manche von uns haben heute schon einen weiten Weg gemacht.“ — „Und wie ich sehe“, fuhr ich fort, „seid ihr hierher gekommen, weil einer von euch gestorben ist.“ — „Da hast du wieder recht“, wurde mir zur Antwort, „der und der Mann ist gestorben; dort siehst du seine Hütten.“ — „Und eure Vorbereitungen zeigen mir, daß der Verstorbene ein reicher Mann war, sonst würdet ihr keine Ochsen schlachten, euch vielmehr mit Schafen

und Ziegen begnügen." — „O ja", sagte wieder einer, „der war reich." — „Wenn er, wie du sagst, reich war, dann hatte er viele Frauen, viele Sklaven, viele Schafe, Ziegen, Kühe und Ochsen, viele Tücher, Elefantenzähne und was dergleichen Dinge mehr sind, und an all diesen Dingen hat er seine Freude gehabt." — „Gewiß", sagte wieder einer, „all das hatte er; denn du kannst's uns glauben, er war sehr reich." — „Hört", fuhr ich fort, „ihr selber saget mir, daß er alle diese Dinge hatte und daß sie ihm Freude gemacht und Ansehen verliehen haben. Da denke ich mir, bei seinem Tode werde er alles mitgenommen haben, z. B. seine großen Elefantenzähne, auf die er stolz war, seine schönen Tücher, mit denen er Staat machte, alle diese Dinge hat er doch wohl mitgenommen, damit er auch in der Stadt der Toten eine Freude daran haben kann." Da sagte ein alter Mann ganz ernst: „Nein, Herr, nichts hat er mitgenommen, alles hat er dagelassen, er allein ist gegangen." Da hatte ich dann schöne Gelegenheit, im Anschluß an das Wort: „Die Welt vergehet mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit", vor einer aufmerksamen Zuhörerschaft über die Vergänglichkeit des Irdischen und die Beständigkeit dessen zu reden, was wir bekommen, wenn wir den Willen Gottes tun, und ich hatte dort den bestimmten Eindruck, ich habe nicht vergeblich geredet.

Die angeführten Beispiele zeigten schon, daß es bei solchen Heidenpredigten nicht gerade so feierlich zugeht, wie bei einem Gottesdienst in der Heimat. Wir fragen die Zuhörer oft, um zu sehen, ob sie uns einigermaßen verstanden haben; manchmal werden wir auch mitten in der Predigt von ihnen unterbrochen. Auf unserer Außenstation Koajak, wo die Leute das Wort Gottes schon öfter gehört hatten, ermahnte ich sie einst, ihre bösen Werke zu lassen, sonst werde Gott sie einmal strafen; denn alle unsere Sünden werden von Gott in ein Buch geschrieben, und an jenem großen Gerichtstag werden alle Menschen, Weiße und Schwarze, Männer und Frauen, Sklaven und Freie vor Gott stehen, um von ihm gerichtet zu werden nach ihren Werken, wie sie in jenem Buch verzeichnet seien. Plötzlich unterbrach mich ein älterer Mann mit den Worten: „Du sagst uns, wir sollen nichts Böses tun, sonst werde Gott uns strafen; gehe doch zuerst zu deinen Brüdern, den Weißen, und lehre die; denn die tun viel Böses." Ich wies ihn darauf hin, daß ich durchaus nicht gesagt habe, nur die Schwarzen werden gerichtet, sondern daß das uns Europäern ebensogut gelte. Darauf antwortete der Mann: „Es ist gut, wir haben dein Wort verstanden. Es wird jetzt so werden, daß wir

das Böse, das wir bisher getan haben, nicht mehr tun werden, weil wir dein Wort gehört haben; dagegen werden deine weißen Brüder an unsere Stelle treten; sie werden künftig das Böse tun, das wir bisher getan haben und nun nicht mehr tun wollen." Jene Leute wohnten an der Hauptstraße, die von Duala und Yabasi nach Dschang und Bamum führte; zudem wurde ganz in ihrer Nähe die Eisenbahn gebaut. Deshalb hatten sie damals durch Lieferung von Essen für durchreisende Karawanen und manchen anderen Dingen viele Scherereien, auch wenn die Europäer, mit denen sie zu tun hatten, sich kein Unrecht zuschulden kommen ließen, was jedoch auch nicht von allen behauptet werden konnte. Wenn alle Europäer, die sich in Kamerun aufhalten, rechte, überzeugte Christen wären, dann hätten wir es in der Arbeit um vieles leichter, und sicher wäre sie auch weit erfolgreicher; aber anstatt Förderung erfahren wir von jener Seite manchmal eine Hemmung unserer Arbeit.

Von großen Wirkungen unserer Heidenpredigt können wir im Nkosiland allerdings nicht berichten. Wie freute ich mich, als mich in dem Dorfe Miket nach einer Heidenpredigt ein Mann einmal fragte: „Wie muß ich es anstellen, um an den Herrn Jesum zu glauben?" Bei einer Heidenpredigt in Nkosi wurde den Zuhörern durch Missionar Maier von der Einsetzung des Osterlammes erzählt und dabei dargelegt, wie das Blut eines Lammes die Kinder Israel vom Verderben des Würgengels errettet habe. Die Erzählung machte auf einen der anwesenden Männer sichtlich Eindruck; denn er fragte nachher, ob er jetzt Blut an die Pfosten seiner Tür streichen solle, denn er wolle vom ewigen Tod errettet werden. Die Botschaft hatte dem Manne zu denken gegeben und er war willens, das Gehörte gleich in die Tat umzusetzen. Einmal sagte ein Mann zu Missionar Maier, meinem Nachfolger in Nyasoso: „Die Zeiten haben sich geändert. Früher wußten wir nur von Schafen, Schweinen und Ziegen, darüber dachten wir nach, darüber redeten wir und der Besitz dieser Dinge bedeutete für uns die höchste Glückseligkeit. Jetzt erfahren wir, daß es auch noch ganz andere Dinge gibt, von denen wir früher keine Ahnung hatten. Die neue Lehre ist für uns eine Wohltat, die wollen wir in unserem Dorfe einführen und bitten deshalb um einen Lehrer."

Diese letztere Bitte ist gar oft der Erfolg unserer Heidenpredigten. Und wenn es auch nicht nur Heilsverlangen ist, was die Leute um Lehrer bitten läßt, wenn vielleicht auch manche andern Beweggründe mit unterlaufen, so freuen wir uns doch über die

Bereitwilligkeit der Leute, einen Lehrer aufzunehmen und, wie es jetzt immer unbedingt verlangt wird, Lehrerhaus und Kapelle, die immer zugleich als Schulhaus dient, zu erbauen. Man muß sich aber so eine Dorfschule im Innern sehr einfach vorstellen. So fehlt es z. B. in den meisten Schulen unseres Stationsgebietes an Schulbänken. Die Lehrer müssen sich dann auf andere Weise helfen. In der Nähe der Wand rammen sie einen Pfosten in den Boden, ebenso ungefähr in der Mitte des Schulzimmers. Diese Pfosten haben oben eine natürliche Gabel. Dann holen die ältesten Schüler im Wald möglichst glatte und gerade Stangen. Über je zwei solcher Gabelpfosten wird eine Stange gelegt, und

Eingeborener Lehrer unter seinen Schülern.

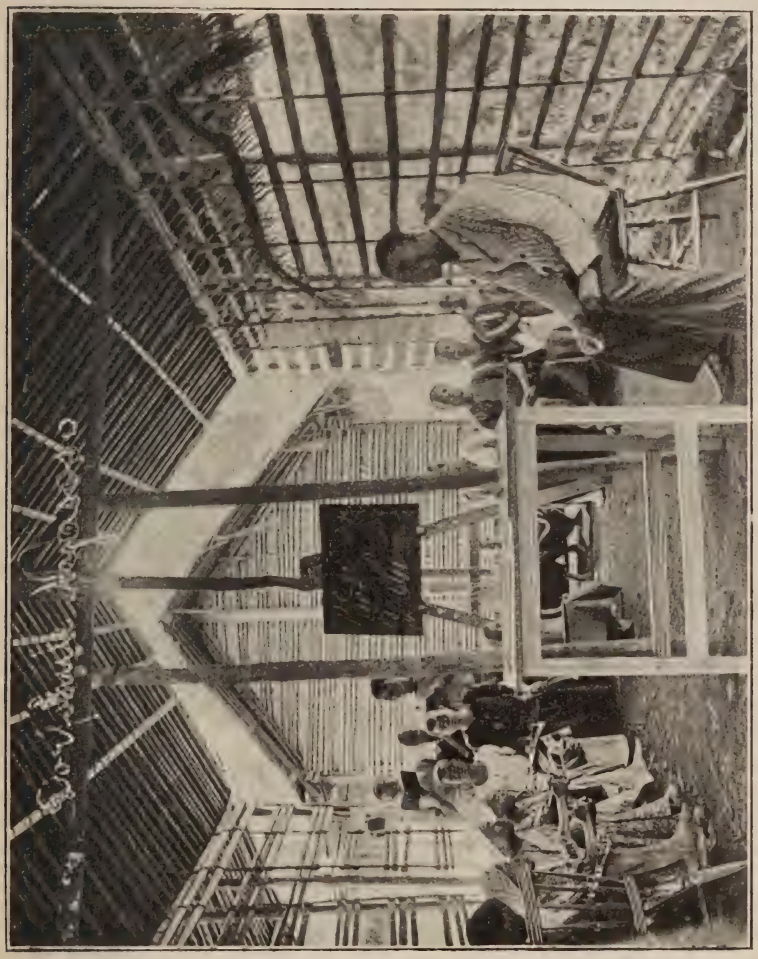
die Schulbank ist fertig. Daß diese Stangen besonders praktische und bequeme Schulbänke wären, kann man nicht behaupten. Einfach und bescheiden muß man sich diese Dorfschulen auch vorstellen in Bezug auf Lehrer und Schule. Manche der ersteren sind selber keine großen Lichter. Es gibt aber auch solche unter ihnen, die ihre Sache verstehen und auch unter solch einfachen Verhältnissen etwas Schönes erreichen. Manche von ihnen streben danach, im Unterricht möglichst anschaulich zu sein. So erinnere ich mich z. B. an eine Rechenaufgabe, die unser Lehrer Zachäus Nken gab: Ein Vater hat zwei Söhne, von denen der eine sechs, der andere sieben Zähne hat. Wenn nun der Vater seinen beiden Söhnen alle Zähne auszieht und auf den Boden legt, wie viele Zähne liegen dann da? Immerhin darf man nicht der Meinung sein,

die Neger seien so sehr dumm. Manche Bürschlein können nach dreijährigem Schulbesuch im Neuen Testament in der Dualasprache fließend lesen und ziemlich fehlerlos schreiben, sie können multiplizieren und dividieren, zusammenzählen und abziehen, eine große Anzahl biblischer Geschichten, viele Sprüche und Liederverse können sie wie am Schnürchen hersagen. Zieht man noch in Betracht, daß das Duala nicht ihre Muttersprache ist, so wird man solchen Leistungen die Anerkennung nicht versagen können.

Sind die Bürschlein in der Volksschule fleißig gewesen, so können sie in beschränkter Zahl in unsere Knabenanstalt in Nyasoso eintreten, in der zu den bisherigen Unterrichtsfächern noch Deutsch hinzukommt, außerdem Aufsatz und Geographie. In der Knabenanstalt erhalten die Schüler Kost und Wohnung von der Mission. Dafür müssen sie täglich etliche Stunden in der Plantage arbeiten, um sich wenigstens einen Teil ihres Essens selbst zu pflanzen. Außerdem hat unsere Schule in Nyasoso europäische Kartoffeln gezogen. Wir unterhalten diese Plantagen aus zwei Gründen. Einmal wollen wir durch sie die Ausgaben für die Knabenschule verringern; zum andern soll diese Arbeit dazu mithelfen, die Schüler vor dem Dünkel zu bewahren, als ob jemand, der in der Schule etwas gelernt hat, für solche Arbeit zu gut wäre. Dieser Dünkel, der sehr gerne einreißt, muß mit allem Nachdruck bekämpft werden. Diese Knabenanstalt ist für die Missionsarbeit in Nkosi von großer Wichtigkeit; denn es wird für das Gedeihen unserer Arbeit sehr viel darauf ankommen, ob es uns gelingt, aus dem Stationsgebiet selbst tüchtige Lehrer zu bekommen.

In manchen Gegenden unseres Stationsgebietes sind sich die Leute nicht recht klar darüber, was es mit einem Lehrer auf sich hat; oft steckt sogar ein Stück Eitelkeit hinter dem Verlangen, einen Lehrer zu bekommen. Da ist es denn unsere ganz besondere Freude, daß wir den Leuten mehr bringen dürfen, als sie von uns erwarten. Mir ist immer das Herz aufgegangen, wenn ich wieder an einem neuen Ort, der vielleicht noch wenige Jahre vorher den Europäern gänzlich verschlossen war, einen Lehrer stationieren durfte. So schwach manche derselben auch waren, nach dem Beginn der Schule brach eben doch eine neue Zeit für die Leute an, und zwar nicht nur für die jungen, sondern auch für die alten. Der Heide, dessen Religion in der Hauptsache Ahnenkultus und Zauberei ist, blickt kaum über sein Dorf hinaus. Und nun lernen die Leute bis nach Palästina und Deutschland schauen, werden bekannt mit den biblischen Geschichten des Alten und Neuen

Testaments, lernen vor allem unsern Herrn Jesum kennen und — gottlob — oft auch lieben. So vollzieht sich durch unsere Schulen langsam aber sicher eine Umwandlung, die von den wohltätigsten Folgen begleitet ist.



Dorfschule in Nyasosa.

Neben der Schularbeit haben die Lehrer noch die Aufgabe, allen Dorfbewohnern das Evangelium zu verkündigen. Manche von ihnen tun das mit Treue und anerkennenswertem Geschick, während andere vielleicht kaum einmal die Leute in größerer Zahl

zusammenbringen. In unserem Stationsgebiet, wo die Missionsarbeit vielfach noch in den Anfängen steckt, müssen eben auch auf den Außenstationen die Leute immer gerufen werden. Ist ein Lehrer dazu zu bequem, begnügt er sich etwa damit, daß er mit der Glocke oder der Trommel das Zeichen gibt und dann, wenn fast niemand kommt, nichts weiter unternimmt, so muß er sich sehr oft mit wenigen Zuhörern begnügen. Ich sprach einmal bei unserem Lehrer Tiki in Ebone meine Freude darüber aus, daß ich bei ihm immer so viele Leute in die Predigt bekomme und daß auch seine Sonntagsgottesdienste gut besucht seien. Er erwiderte mir: „Das ist auch nicht immer so gewesen, aber ich rufe die Leute jeden Sonntag. Am Sonntag morgen stehe ich früh auf, gehe durch das ganze Dorf — dasselbe zieht sich eine gute halbe Stunde am Wege hin — und rufe allen Leuten, sie sollen jetzt aufstehen und im Flusse ihr Bad nehmen, damit sie zeitig in den Gottesdienst kommen können. Soll der Gottesdienst beginnen, dann gehe ich noch einmal und rufe die Leute, und ich habe damit immer Erfolg." Bequemer machte es der vorhin schon einmal erwähnte Lehrer Zachäus Nken. Als ich ihn einmal fragte, wie er es fertig bringe, daß seine Leute immer in den Gottesdienst kämen — er war in einem noch nicht lange besetzten Ort oben am Muanengubagebirge — gab er mir folgende Antwort: „Am Samstag lasse ich durch meinen Hausjungen viel Schnupftabak reiben. Kommen die Leute am Sonntag zum Gottesdienst, so darf jedes, Mann und Frau, zuerst tüchtig schnupfen und dann, wenn alle geschnupft haben, fange ich mit dem Gottesdienst an." So etwas leuchtet den Leuten ein; denn eine gute Prise Schnupftabak verachten sie nie. Manche Leute können es nicht recht verstehen, daß wir den Schülern nie Tabak geben. Tabak ist dort im Innern gleich barem Geld. Als in Muanjeke die Schüler etliche Monate lang ziemlich regelmäßig gekommen waren, sagte eines Tages, als ich wieder einmal oben war, der Häuptling zu mir, er habe etwas auf dem Herzen. Dann legte er mir dar, wie ihre Buben, die in irgend eine Pflanzung bei Viktoria gehen, um dort für den Europäer zu arbeiten, Lohn bekommen. Nun gehen die Buben von Muanjeke doch schon drei Monate lang in die Schule, und doch haben sie noch nie etwas bekommen. Er wolle ja nicht verlangen, daß ich ihnen Lohn gebe wie die Weißen in den Pflanzungen, weil die Schüler ja in ihrer Heimat bleiben könnten und nicht den ganzen Tag in die Schule gingen, aber ein wenig Tabak dürfte ich ihnen von Zeit zu Zeit doch schenken. Es brauchte viel Redens und Erklärens, bis er endlich begriffen hatte, daß

die Schüler durchaus keinen Anspruch auf ein Geschenk oder gar auf einen Lohn hätten.

Der Vollständigkeit wegen muß ich noch auf zwei Arbeitszweige hinweisen. Neuerdings wird sehr viel von ärztlicher Mission geredet, und wir freuen uns darüber. Die Sache darf aber nicht so verstanden werden, als ob früher in dieser Beziehung nichts getan worden wäre. Unter den Blinden ist der „Einäugige" König, und im Vergleich zu den Quacksalbern der Eingeborenen ist jeder auch nur einigermaßen vorgebildete Europäer, wenigstens in Beziehung auf die Behandlung von Wunden, ein Heilkünstler. Es wird ja wohl noch lange so bleiben, und zwar besonders auf

Eingeborene Lehrer.

abgelegenen Stationen, daß der Missionar in Krankheitsfällen den Leuten hilft, so gut er kann, weil der Arzt doch manchmal allzuweit weg ist. Und vom missionarischen Standpunkt aus möchten wir gar nicht darauf verzichten. Wie viele Frauen in Nyasoso hat meine Frau dadurch zu Dank verpflichtet, daß sie ihre darmkranken Kinder kurierte. Wir unterziehen uns dieser Mühe gerne, weil sie ganz besonders in neuen Gebieten der schnellste und sicherste Weg ist, um das Vertrauen der Eingeborenen zu erwerben. Ohne dieses Vertrauen können wir unter ihnen nichts ausrichten.

Endlich muß ich noch erwähnen, daß man sich in Nyasoso auch der Frauenwelt annimmt. Als wir nach Nyasoso kamen, waren die Leute noch nicht so weit, daß sie ihre Mädchen den

Missionsfrauen zur Erziehung übergaben; als wir vier Jahre später die Station wieder verließen, hatte meine Frau zwölf Hausmädchen, von denen acht aus unserem Stationsgebiet stammten. In diesem Stück ist jedoch die Hauptarbeit noch zu tun. Ohne christliche Frauen bekommen wir auch keine christlichen Familien, letztere aber sind unbedingte Voraussetzung für das Gedeihen der Christengemeinde.

Erfolge.

Was wir den Heiden durch die Missions- und Schularbeit bringen wollen, ist das eine: das Evangelium von Jesu Christo, dem Heiland der Welt. Daneben können wir aber in Kamerun nicht umhin, uns auch an der Kulturarbeit zu beteiligen; denn ein gesundes, christliches Gemeindeleben ist auf die Dauer nicht denkbar ohne ein gesundes Volksleben. Darum darf die Mission da mit Hand anlegen, wo es gilt, tief eingewurzelte Krebsschäden des Volkslebens zu beseitigen und dasselbe zu heben. Es gibt ja Leute genug, die den Wert einer Mission nur nach dem einzuschätzen wissen, was sie in kultureller Beziehung tut. Auch in diesem Stück kann sich unsere Missionsarbeit in Kamerun im allgemeinen und unsere Station im besonderen sehen lassen. Als Beleg dafür will ich nur ein Beispiel anführen. In dem Büchlein: „Ins Innerhochland von Kamerun" erzählt Missionar Autenrieth sehr anschaulich, wie die Leute in Nyasoso sein erstes Häuschen als ein Wunderwerk angestaunt haben. Sie selber hatten ja die Bretter zubereitet, indem sie die Stämme einer sehr weichen und darum auch schnell vergänglichen Holzart in der Mitte spalteten und dann mit ihren Buschmessern so viel von der Rundung der beiden Hälften weghieben, bis nur noch ein dickes Brett übrig blieb. Gewiß eine mühsame und wenig ergiebige Art, Bretter zu schneiden. Heute haben wir in Nyasoso eine ganze Anzahl Leute, welche die harten Buscheichenstämme je nach Wunsch kunstgerecht zu schönen Brettern oder Balken schneiden. Man braucht ihnen nur aufzuzeichnen, wie dick man die Bretter oder Balken will, alles andere kann man ihnen ruhig überlassen. So sind alle Balken und Bretter zu unserer stattlichen Station Nyasoso von den Bakosi, die mit viel Mühe und manchem Verdruß von den Missionaren angelernt wurden, geschnitten worden. Später waren manche von ihnen beim Bau des zweiten Hauses auf unserer Station Bombe beschäftigt, von denen dann die Balong und Bakundu in die Kunst des Holzschneidens eingeweiht

wurden, und diese Leute haben dann den Grundstock der Arbeiter für die Sägerei der Regierung in Mundame abgegeben. So werden durch jeden Stationsbau die Leute zur Arbeit erzogen; es werden verschiedene Handwerke unter ihnen heimisch. Die Frucht davon kann man in Nyasoso und seiner Umgebung wahrnehmen; man sieht da manches nette Wohnhäuschen mit schönen Türen und Fensterläden, die das Auge jedes Europäers erfreuen.

Auf beiden Seiten des Missionshauses befindet sich je ein Gemüse- und Blumengarten. Es hat meine Frau fast stolz gemacht, als Stabsarzt Dr. Berké bei einem Besuch in Nyasoso zu ihr sagte, einen so schönen Garten habe er in Kamerun noch

Frau Gutekunst mit ihren Hausmädchen.

nicht gesehen. Und auch dieser Garten hat Schule gemacht; manche Lehrer haben sich von meiner Frau Blumensamen erbeten, um die Umgebung ihrer Außenstation zu schmücken.

Und wenn, um nur noch davon zu reden, in einem solchen vorher noch ganz finsteren und verschlossenen Stationsgebiet mehr als 1000 Kinder in der Schule unterrichtet werden, ist das nicht wieder ein schönes Stück Kulturarbeit? Allerdings ist ja Kultur nicht das, was wir bezwecken, aber wir freuen uns doch, daß unsere Arbeit auch dazu mithilft, die Eingeborenen zu nützlichen, brauchbaren deutschen Untertanen heranzuziehen. Die eigentliche Missionsaufgabe der Schule leidet ja dadurch, daß die Kinder auch in weltlichen Fächern unterrichtet werden, nicht not. Im

Gegenteil. Solche Christen — und die Erfahrung lehrt ja, daß sehr viele von den Schülern sich später taufen lassen — die selber in ihrem Neuen Testament lesen können, haben doch sehr viel vor denen voraus, die dazu nicht imstande sind.

Fragen wir nun nach der Zahl der Übertritte, so muß ich leider sagen, daß dieselbe bisher eine sehr kleine ist, vollends, wenn wir sie vergleichen mit so manchen andern Stationen in Kamerun, die fast Jahr für Jahr reiche Ernten einheimsen dürfen. Die Gründe, die für diese geringen Erfolge der Missionsarbeit im Nkosiland angeführt werden können, sind etwa folgende. Wie das Land wild und schwer zugänglich ist, so ist auch der Charakter seiner Bewohner wild, rauh und verschlossen. Als Gebirgsvolk führen sie seit alten Zeiten ein Sonderdasein für sich; außer ihren Handelsbeziehungen hatten sie wenig Verkehr mit den Nachbarstämmen. Im Zusammenhang damit macht sich bei ihnen ein stark konservativer Zug geltend; sie hängen fest und unzertrennlich an den hergebrachten Gebräuchen und sind der väterlichen Religion treu ergeben. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß das der Mission den Eingang in Nkosi ungemein erschwert hat, und bis auf den heutigen Tag erblicken wir in dieser Nationaleigenschaft ein großes Hemmnis für unsere Arbeit. Hat man den Leuten eine Heidenpredigt gehalten und ermahnt sie dann, sie sollen den lebendigen Gott annehmen, so kann man etwa den Einwand hören: „Was für unsere Väter gut war, dabei wollen auch wir bleiben; wo sie nach dem Tode hingegangen sind, da wollen auch wir hingehen, da wird es auch für uns recht sein." Dabei wirkt eine geheime Furcht vor den Verstorbenen mit, die nach der Meinung der Nkosier genau auf das Leben der Hinterbliebenen achten und jede pietätslose Handlung bestrafen. Das Aufgeben der alten Sitte und Religion ist aber eine solche strafwürdige Tat.

Es wird so manchesmal davon geredet, wie schwer in den asiatischen Ländern und ganz besonders in Indien der Übertritt zum Christentum ist. Wir afrikanischen Missionare sind gewiß dankbar dafür, daß es unsern Negern leichter gemacht ist, sich zu Christo zu bekennen. Immerhin ist auch bei uns die Sache nicht immer so einfach, wie man manchmal annimmt. Der alte Mensch muß eben in den Tod, und der hat auch in Afrika ein zähes Leben. Um klar zu machen, was bei uns in Nyasoso — die gleichen Gründe werden so ziemlich für unser ganzes Gebiet in Kamerun zutreffen — die Leute vom Christwerden abhält, will ich erzählen, wie etliche von den Leuten, die wir in Nyasoso im Taufunterricht hatten, wieder zurückgegangen sind.

Ein großes Hindernis, das sich dem Übertritt der Leute entgegenstellt, ist die allgemeine Sittenlosigkeit und die unglaublich große Sündhaftigkeit der Neger. Infolge der Vielweiberei kommt es oft vor, daß ein Mann mit einer seiner Frauen Streit bekommt, so daß die beiden keine Freude mehr aneinander haben. Im Einverständnis mit ihrem Manne, der ja auf Ersatz rechnen darf, geht dann die Frau ruhig zu einem andern und lebt mit diesem zusammen. Bei Christen kann das natürlich nicht geduldet werden. Manche hält auch das zurück, daß sie sich nicht für ihr ganzes Leben an einen Mann binden wollen. Im Frühjahr 1908 konnten wir in Nyasoso mit etwa 20 Erwachsenen — 5 Männern und 15 Frauen — den Taufunterricht beginnen. Aber nicht alle konnten getauft werden. In den ersten Wochen des Taufunterrichts predigte ich an einem Sonntag über Matth. 7, 13 und 14. Ich bemühte mich, meinen Zuhörern klar zu machen, wie diejenigen Leute sein und was sie tun und lassen müssen, die durch die enge Pforte eingehen und auf dem schmalen Weg wandeln wollen. Die Predigt wurde offenbar verstanden; denn am andern Tag erklärte eine junge Frau, die in den Taufunterricht gegangen war, der Weg sei ihr doch zu schmal, sie verzichte deshalb darauf, Christin zu werden. So schmerzlich uns das war, so konnten wir uns doch nicht dazu entschließen, sie zu überreden, unter allen Umständen Christin zu werden. Wir wissen, wie es bei manchen, die den ehrlichen Willen hatten, dem Herrn zu dienen, später doch durch Fallen und Aufstehen geht. Wie sollte es da erst bei Leuten werden, die schon von vornherein nicht fest entschlossen sind, ihrem Taufgelübde treu zu bleiben. Die allgemeine Sündhaftigkeit, die Freude an der Lust der Welt und zwar der heidnischen Welt ist also ein Haupthindernis bei unserer Missionsarbeit im Nkosiland.

Ein weiteres, schweres Hindernis besonders für die Männer ist die Vielweiberei. Damals hatten wir unter andern auch einen netten Mann im Taufunterricht namens Elong Ekinde. Es machte immer einen ganz eigentümlichen Eindruck auf mich, wenn der große, starke Mann, der mich auf meinen Predigtreisen über manchen Fluß getragen hat, im Taufunterricht aufstand, die Hände faltete und den Katechismus aufsagte. Aber er hatte drei Frauen. Wir hofften, es werde sich ein Weg finden, wie er sich zweier dieser Frauen auf ehrliche Weise entledigen könne, und der Weg hätte sich auch gefunden, wenn Elong Ekinde Selbstverleugnung genug besessen hätte, ihn zu gehen. Er aber wollte auf das Vermögen, das diese beide Frauen für ihn bedeuteten,

auf die Arbeitskraft, die er an ihnen hatte, und das Ansehen, das sie ihm verliehen, nicht verzichten. Anfänglich hoffte er wohl, er werde auch als Besitzer von drei Frauen getauft werden können. Als er aber dann während des Taufunterrichts merkte, daß daran nicht zu denken sei, blieb er weg. Wie Polygamisten zu behandeln sind, ist bekanntlich eine sehr schwierige Frage, und man kommt sich selber manchmal hart vor. Es müssen in der Beziehung von unsern christlichen Männern Opfer der Selbstverleugnung gebracht werden, von denen der Fernerstehende keine Ahnung hat. Und doch dürfen wir uns niemals dazu verstehen, Polygamisten zu taufen, wenn wir nicht von vornherein auf gesunde Christengemeinden verzichten wollen. In solchen Fällen gilt das Wort unseres Heilandes: Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt tun, die reißen es zu sich (Matth. 11, 12).

Doch es sei genug über die Hindernisse. Der Herr schenkte uns in Nyasoso doch etliche schöne Tauffestchen, so daß sich die Zahl der Christen etwas mehrte. Auch mit dem Kirchenbesuch wurde es nach und nach besser. Allerdings mußten wir die Leute immer rufen, aber sie kamen doch. Im Dezember 1909 schlug der Blitz in unsere Kapelle und ruinierte etliche Balken auf der nördlichen Seite. Als das Unwetter vorüber war, kam unser Kirchenältester Paul Epi zu mir mit der Frage, warum wohl der Blitz in die Kapelle geschlagen habe, es sei doch sehr verwunderlich, daß Gott sein eigenes Haus zerstöre. Die Antwort, die ich ihm gab, befriedigte ihn nicht. „Nein", sagte er, „ich will dir sagen, warum es geschehen ist. Als die Kapelle gebaut wurde, sagten wir zu Herrn Dorsch, sie sei zu klein, er solle sie größer bauen. Da versprach er uns, wenn sie zu klein werde, dann baue man dort auf der nördlichen Seite an. Nun ist sie tatsächlich zu klein geworden, schon öfters haben nicht einmal alle Leute, die gekommen sind, in der Kapelle Platz gehabt. Ihr aber habt noch nie etwas davon gesagt, daß ihr die Kapelle vergrößern wollet. Jetzt hat dort auf der nördlichen Seite der Blitz die beiden Balken weggerissen, weil Gott euch an das Versprechen erinnern will, das uns einst gegeben wurde." Wir konnten uns diese Auslegung nicht zu eigen machen, jedenfalls nicht nach ihr handeln, aber sie zeigt doch, daß sich der Kirchenbesuch gebessert hatte. Etliche Jahre vorher wäre auch dieser originelle Paul Epi nicht auf den Gedanken gekommen, die Kapelle sei zu klein, deshalb habe uns Gott auf diese Weise an das einst gegebene Versprechen erinnert.

Die Zahl der Christen ist also klein. Wenn nur auch die

wenigen lauter Musterchristen wären! Aber das ist nicht der Fall. Manche von ihnen sind noch sehr schwach, einige gleichen auch tauben Ähren. Verschiedene von denen, die in der Anfangszeit getauft wurden, und auf die man große Hoffnungen setzte, sind heute nicht mehr in der Gemeinde, zum Teil haben sie sogar mehrere Frauen geheiratet. Da gilt es für den Missionar, auch diesen Verirrten nachzugehen und sie nicht aus den Augen zu verlieren, noch auch die Hoffnung aufzugeben. Wer einmal ein Christ gewesen ist, findet in der Welt mit ihrer Lust doch keine Befriedigung mehr. In der Nähe des Missionshauses wohnte ein junger Mann, der mehrere Jahre ausgeschlossen war, weil er

Kirche in Nyasoso.

mit einer Frau zusammenlebte, die nicht seine Frau war. In einer schweren Krankheit sah er oft schreckhafte Traumgestalten, die ihm große Angst machten und ihn ernstlich in seinem Herzen beunruhigten. Das gab den ersten Anstoß zu seiner inneren Umkehr. Immer wieder kam er ins Missionshaus, um über seinen Herzenszustand zu reden, wo ihm natürlich von der Kraft und dem Trost des Evangeliums gesagt und er ermuntert wurde, nicht länger mehr zu zaudern. Endlich tat er den entscheidenden Schritt, schaffte die Frau aus dem Hause und bat um Wiederaufnahme in die Gemeinde. Als ihm gesagt wurde, daß seiner Bitte wohl bald entsprochen werden könne, er aber sich doch zuerst bewähren müsse, bat er inständig: „Nimm mich doch jetzt gleich an; ich

habe das Hindernis weggetan, so tut auch ihr euer Hindernis hinweg und haltet mich nicht mehr für einen Verworfenen und Ausgestoßenen." Jetzt erst kehrte bei ihm wieder das ein, was er so lange vermißt hatte: Friede und Glück in seinem Herzen. Über einen solchen Mann ist Freude vor den Engeln Gottes im Himmel; und auch wir haben allen Grund, uns hoch darüber zu freuen, daß Er selbst den Christen nachgeht, sie mit Seilen der Liebe oder auch mit Leiden zu sich zieht, und daß Er sie halten und bewahren kann bis ans Ende.

Sodann haben wir aber doch auch Leute unter ihnen, die Gott vor solchen schweren Sündenfällen bewahren kann, denen es Ernst ist mit dem Ablegen der Sünde, die ihnen immer anklebt und sie träge macht, und die in Geduld laufen in dem Kampf, der ihnen verordnet ist. Ich habe schon einmal den Kirchenältesten Paul Epi angeführt. Er ist nicht nur ein eifriger Kirchenbesucher, er hat auch die Feuerprobe seines Glaubens bestanden. In der Weihnachts- und Neujahrszeit 1909 habe ich ihm seine Frau und seine zwei Kinder beerdigt; aber er hat diese Heimsuchung aus Gottes Hand angenommen und ist fest geblieben im Glauben. Solche Erfahrungen zeigen uns, daß Gott auch aus den Bakosi etwas machen kann zum Lobe seiner herrlichen Gnade. Immerhin ist die Arbeit in Nyasoso nicht leicht, und manchmal, wenn man von reichen Ernten auf andern Stationen hört, beneidet man die Missionare, die es in mancher Beziehung doch viel leichter haben.

Der Erfolg der Missionsarbeit kann jedoch mit Zahlen nicht restlos ausgedrückt werden, weil auch solche Heiden, die nie daran denken, Christen zu werden, sich der Einwirkung des Evangeliums doch nicht ganz entziehen können. Die Macht der Losango-Geheimbünde, die früher eine Schreckensherrschaft ausübten, ist gebrochen, der Sonntag wird nicht nur von Christen, sondern auch von vielen Heiden gefeiert, die Frauen kleiden sich anständiger als früher, manche schlimme Auswüchse des Heidentums sind so gut wie verschwunden. Dagegen halten christliche Gedanken und Ideen ihren Einzug bei den Eingeborenen, und bei vielen hat man den Eindruck, daß sie mit Festus sagen: „Es fehlet nicht viel." Vielleicht dürfen wir auch in Nkosi noch einmal Erweckungen erleben und größere Taufeste feiern, wie sie unsern Brüdern in den letzten Jahren unter den Bakwiri am Kamerunberg geschenkt wurden, die ja früher fast noch verschlossener waren als unsere Bakosi.

Ende 1910 gehörten 26 Außenstationen mit 142 Christen

und 1008 Schülern zu Nyasoso; Ende 1911 dagegen nur noch 23 Außenstationen mit 77 Christen und 571 Schülern. Der scheinbare Zurückgang ist jedoch in Wirklichkeit ein Fortschritt.

In den letzten Jahren hat sich unser Stationsgebiet hauptsächlich nach dem Osten und Nordosten ganz bedeutend vorgeschoben; besonders unter dem aufgeweckten Bakakavolk eröffnete sich für unsere Station ein hoffnungsvolles Arbeitsfeld. Von Nyasoso aus ist aber jenes Gebiet besonders in der Regenzeit nicht leicht zu erreichen; unsere eingeborenen Lehrer waren früher manchmal viele Monate lang sich selber überlassen. Diesen unhaltbaren Zuständen wurde dadurch abgeholfen, daß die Außenstation Ndonge zur Hauptstation erhoben wurde. Ndonge liegt in einem sehr dicht bevölkerten Gebiet und nur zehn Minuten von der Bahnstation entfernt. Von dort aus kann dann auch das südliche Bayong, das nach unserer gefahrvollen Reise, von der ich erzählte, für alle Weißen gesperrt wurde und bis vor nicht allzu langer Zeit gesperrt blieb, bereist werden. So können wir von Ndonge aus unsern Brüdern im Innerhochland die Hand reichen und die Verbindung zwischen dem Tiefland und dem Hochland im Innern herstellen. Im eigentlichen Nkosigebiet bleibt für die Missionare noch Arbeit genug, zumal in absehbarer Zeit der eine von ihnen durch die in Aussicht stehende Mittelschule vollauf beschäftigt werden wird, so daß für Heidenpredigt und Gemeindearbeit nur noch ein Missionar vorhanden ist. Dem Herrn aber wollen wir es zutrauen und es von ihm erbitten, daß er unsere schwache und sündige Arbeit segnen und sie etwas dazu beitragen lassen werde, daß seine Verheißung in Maleachi 1, 11 sich auch dort im Nkosiland erfüllt: Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang soll mein Name herrlich werden unter den Heiden.

Ausblick.

Und nun, lieber Leser, wollen wir Abschied nehmen. Ich kann es aber nicht tun, ohne deinen Blick noch auf unser ganzes Missionsgebiet in Kamerun zu lenken. Gott hat uns dort in verhältnismäßig kurzer Zeit schöne Erfolge geschenkt. Nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit haben wir daselbst auf 13 Hauptstationen mit 303 Nebenstationen 11807 Christen und 13683 Schüler. Aber die meisten Bewohner Kameruns haben trotz allem, was dort schon geschehen ist, noch nie etwas von dem Herrn Jesus gehört, es trifft auf sie immer noch das Wort von Albert Knapp zu:

Schau auf deine Millionen,
Die noch im Todesschatten wohnen,
Von deinem Himmelreiche fern!
Seit Jahrtausenden ist ihnen
Kein Evangelium erschienen,
Kein gnadenreicher Morgenstern.

Die Mehrzahl dieser Leute kann nur durch unsere Basler Mission das Evangelium hören. Katholisch werden können sie ohne uns; wenn wir das wollen, dann brauchen wir nur die Hände in den Schoß zu legen, und die Sache wird geschehen. Es ist merkwürdig, wie wenig unserer heimischen Christenheit, und zwar auch demjenigen Teil, der immer und immer wieder zum Kampf gegen Rom aufruft, zum Bewußtsein gekommen ist, daß in unsern Tagen dieser Kampf zwischen Wittenberg und Rom draußen in den deutschen Kolonien ausgekämpft wird. Bis jetzt hat in Kamerun die evangelische Mission noch das Übergewicht. Aber die Pallottiner haben neuerdings ihr Arbeitsgebiet in Südamerika aufgegeben, um mehr Mittel und mehr Kräfte für Kamerun frei zu bekommen. Sie tun das aus gewichtigen Gründen. Wir sind aber fest davon überzeugt, daß die Heiden, wenn sie katholisch werden, nicht des ganzen Heiles und der reinen christlichen Lehre teilhaftig werden. Sollten diese Gründe nicht auch für das evangelische Deutschland ein Ansporn sein zu erneuten Anstrengungen, zu größerer Opferwilligkeit?

Wir haben jedoch draußen in Kamerun noch einen zweiten Gegner, der weit gefährlicher ist als die katholische Konkurrenz. Unaufhaltsam dringt der Islam vom Norden nach dem Süden vor und verschlingt einen heidnischen Volksstamm nach dem andern. Es ist noch nicht so gar lange her, daß viele Leute in Deutschland und auch manche in Kamerun über das Vordringen des Islam keinerlei Bedenken trugen. Endlich ist aber durch manche trübe Erfahrungen doch die Erkenntnis gekommen, daß es auch in kolonialpolitischer und wirtschaftlicher Beziehung kein Vorteil wäre, wenn Kamerun zum großen Teil mohammedanisch würde. Dem Christen kann es überhaupt keine Frage sein; denn Ruhe und Frieden mit Gott im Leben, Freudigkeit und eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens im Sterben kann nur einer geben, nämlich unser Herr Jesus Christus. Der Islam empfiehlt sich den Heiden, weil er keine Opfer verlangt, dem alten Menschen den allerweitesten Spielraum läßt und viel verspricht. Sollten wir da nicht tun, was wir können, damit die Eingeborenen, die bis jetzt noch Heiden sind, nicht vom Islam verschlungen werden?

Nördlich von dem bis jetzt von uns besetzten Gebiet leben zwischen den Mohammedanern noch große, geschlossene, heidnische Volksstämme. Jetzt sind dieselben noch leichter fürs Evangelium zu gewinnen, als wenn sie einmal Mohammedaner geworden sind. Das bedeutet für uns und die heimische Missionsgemeinde eine

Mohammedanische Händler in Nyasoso.

neue große Aufgabe. Sodann gehören doch alle jene Mohammedaner im Norden Kameruns auch zu den „andern Schafen" (Joh. 10, 16), die herzugeführt werden müssen.

Möchten diese großen, von Gott uns zugewiesenen Aufgaben in der Heimat eine Missionsgemeinde finden, die zu großen Opfern bereit ist! Dann wird uns der Herr draußen in Kamerun Siege erleben lassen, über die nicht nur wir uns freuen werden, sondern über die auch im Himmel Freude ist.

Nachwort.

Vorstehende Schilderungen waren noch nicht dem Druck übergeben, als der Herr über Leben und Tod seinen Knecht am 24. Januar 1913 im besten Mannesalter von hinnen rief. Wenn wir nun seine Aufzeichnungen über sein ehemaliges Arbeitsfeld veröffentlichen, so geschieht es in dem Sinn, daß wir dieselben als ein Vermächtnis des Dahingeschiedenen betrachten, das uns zu treuer, fortdauernder Missionsarbeit in jenem Gebiete Kameruns auffordert. Hierzu möchten uns auch die Worte aufmuntern, mit denen der Heimgegangene seine Schilderungen eingeleitet hat, und die wir im Nachstehenden folgen lassen:

Der Name Nyasoso hat für mich und meine Frau einen heimatlichen Klang. Vier Jahre lang haben wir dort unter dem Volksstamm der Bakosi gearbeitet und dabei neben manchem Schweren und vielerlei Enttäuschungen doch auch manch herrliche Durchhilfe Gottes erfahren und zugleich etwas von Erfolgen erleben dürfen. Als eine Sterbende mußte meine Frau die Stille unserer Wirksamkeit verlassen; aber der Herr des Lebens schenkte ihr gegen alles menschliche Ermessen hinterher bis zu einem gewissen Grade wieder aufs neue Kraft und Gesundheit. In jenen schweren Tagen und Wochen in Nyasoso, da der Engel des Todes über unserem Hause schwebte, durften wir erfahren, daß selbst die sonst so stumpfen Bakosi ein Gefühl und Verständnis haben für selbstlose Liebe. So hat uns der treue Gott auch jene schwere Prüfungszeit versüßt und uns durch die Teilnahme von Christen und Heiden zugerufen: „Euer Werk hat seinen Lohn" (2 Chron. 15, 7).

Was ich während unseres Aufenthalts in Nyasoso über Land und Leute erkunden und erlauschen konnte, das möchte ich, soweit es das Interesse der Missionsfreunde beanspruchen darf, in den beistehenden Blättern mitteilen. Daran anschließend soll dann noch in Kürze von der Missionsarbeit unter den Bakosi die Rede sein. Mein Wunsch und meine Bitte zum Herrn ist: Er möge durch diese anspruchslosen Schilderungen unsere Liebe zu jenem heidnischen Volke mehren und dadurch die Mithilfe am dortigen Missionswerke kräftigen.

Mannheim, August 1912.

J. Gutekunst.

Im Verlag der Basler Missionsbuchhandlung in Basel sind folgende Schriften erschienen über

Kamerun.

Bücher:

Steiner, P., Kamerun als Kolonie und Missionsfeld. Mit Bildern und Kartenskizze. (Band II der Handbücher zur Missionskunde.) Preis broschiert Fr. 1.75 = M. 1.40, gebunden Fr. 2.50 = M. 2.—

Hierzu als Ergänzung:

Schlüssel zu „Kamerun als Kolonie und Missionsfeld", von H. Römer. 48 Seiten. 40 Cts. = 30 Pf.

Steiners Schrift bietet einen prächtigen Überblick über die rasche Ausdehnung der Basler Mission in Kamerun und deren gegenwärtigen Stand und orientiert auch über die politische Geschichte und die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie. Die Darstellung beruht auf umfassendem Quellenstudium und verdient auch außerhalb der Missionskreise Beachtung. Es existiert über Kamerun noch keine Schrift, die so umfassend und doch so genau, alles Wesentliche berührend, Aufschluß über diese rasch aufblühende Kolonie gäbe.

Dorsch, H., Karte des südwestlichen Teils von Kamerun enthaltend das Basler Missionsgebiet auf Grund von Originalaufnahmen von Missionaren der Basler Mission, sowie von Offizieren und Beamten unter Anlehnung an M. Moisel, in 4 Blättern. Maßstab 1 : 350 000.

Herabgesetzter Preis:

a) roh in Umschlag . . . . . Fr. 4.— = M. 3.20
b) auf Leinwand aufgezogen in Mappe . . . . . „ 8.— = „ 6.40
c) als Reisekarte in Futteral, jedes der vier Blätter besond. aufgezogen „ 11.— = „ 8.80
d) als Wandkarte auf Leinwand aufgezogen, lackiert, mit Stäben „ 13.75 = „ 11.—

Eine der besten zurzeit existierenden Karten des Kamerungebietes. Sie vereinigt möglichste Genauigkeit mit schöner klarer Ausführung.

Missionsstudien:

Würz, F., Die Basler Mission in Kamerun und ihre gegenwärtigen Aufgaben. (Nr. 9) 25 Cts. = 20 Pf.

„Auf wenigen Blättern eine ausgezeichnete, umfassende, alles Nötige klar hervorhebende Orientierung über das wichtige, aussichtsreiche Missionsgebiet in Kamerun."

Wurm, P., Die Religion der Küstenstämme in Kamerun. (Nr. 22) 65 Cts. = 60 Pf.

Bohner, H., Die Erziehung des Kamerun-Negers zur Kultur. 30 Cts. = 25 Pf.

Kleine Schriften:

Handkarte des Missionsgebietes in Kamerun. 10 Cts. = 10 Pf.

Autenrieth, F., Negerjünglinge nach dem Herzen Gottes. 2. Auflage. Mit 15 schwarzen und 1 farbigem Bilde. 15 Cts. = 10 Pf.

Becher, Dr. O., Das erste Opfer der Basler Mission in Kamerun. Leben und Sterben des Missionars Fritz Becher. Mit 11 Bildern. 25 Cts. = 20 Pf.

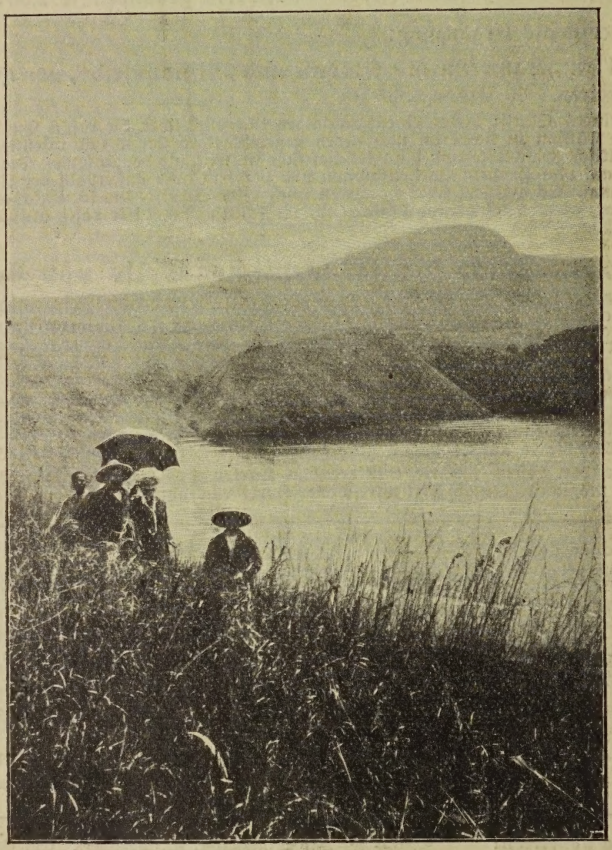
Dinkelacker, E., Bonaberi. Ein Stationsbild. Mit 12 Bildern. 25 Cts. = 20 Pf.

Glöckel, Fritz, Von der Heimat nach Kamerun. Reise-Schilderung. Mit Bildern. 25 Cts. = 20 Pf.

Hauß, Pfr. K., Der Pionier der Balimission. Aus dem Leben von Ferdinand Ernst. Mit 16 Bildern. 30 Cts. = 25 Pf.

Rhode, R., Missionsleben in Kamerun. Mit 8 Bildern. 25 Cts. = 20 Pf.

Steiner, P., Unsere Kameruner Mission. 2. Auflage. Mit 14 Bildern. 25 Cts. = 20 Pf.



Kratersee im Muanenguba-Gebirge (s. S. 7).